

# Perry Rhodan Nr. 2022

## Para-City

*Fast siebenhundert Jahre dauerte die Monos-Diktatur. In der Milchstraße - und erst in den letzten Jahren zeigte sich ein wichtiges „Ergebnis“ jener schon lange zurückliegenden Epoche: Zigtausende von jungen Menschen auf Terra und anderen Planeten, die von Terranern besiedelt wurden, verfügen über Para-Gaben. Grund dafür war eines der Genprogramme jener Diktatur, mit der ursprünglich Supermutanten „gezüchtet“ werden sollten. Auf der Erde des Jahres 1303 Neuer Galaktischer Zeitrechnung - das entspricht dem Jahr 4890 alter Zeit - gehören Mutanten mittlerweile zur Normalität. Die jungen Menschen mit ihren seltsamen Gaben werden von den meisten Mitmenschen nicht gerade geliebt, aber eben doch akzeptiert. Spannungen bleiben trotzdem nicht aus.*

*Es gibt spezielle Mutantenschulen, in denen die Gaben der Jugendlichen trainiert werden. Einige der sogenannten Monochrom-Mutanten haben sich bereits bei Einsätzen des Terranischen Liga-Dienstes bewährt. Zuletzt waren der Teleporter Startac Schroeder und der „Morkhero-Spürer“ Trim Marath zusammen mit Perry Rhodan auf dem Planeten Morbienne III in der Eastside der Milchstraße unterwegs.*

*Der ehemalige Fußballspieler Falo Gause gründet im Sommer 1303 NGZ den Mutantenring, um mehr für die jungen Menschen tun zu können. Als ausgerechnet bei einer Zusammenkunft Zigtausender von Mutanten bekannt wird, daß sie alle bald sterben müssen, verändert sich die Situation erneut - es kommt zur Gründung von PARA-CITY...*

### I.

Henner Mushcot spürte sofort, daß mit den drei Männern und der Frau etwas nicht stimmte. Er führte dies auf seinen besonderen Instinkt zurück, der ihn in seinem Beruf auszeichnete.

Sie fielen ihm unter Hunderten von Reisenden auf, die an diesem Tag auf dem vergleichsweise kleinen Zivilraumhafen beim Crest Lake in Terrania eintrafen. Er beobachtete sie auf seinem Monitor, wie sie über die Antigravgleiter schwebten. Auf einem Display zeigte ihm der Einreisesyntron ihre wichtigsten Daten an. Alle vier kamen von Lepso; Henner erfuhr, was sie wogen, was sie am Körper trugen, welchen Beruf sie auf ihrem Heimatplaneten ausgeübt hatten - das vor allem ließ ihn stutzen -, daß sie keine Vorstrafen hatten, von welchen Krankheiten sie in ihrem noch jungen Leben heimgesucht worden waren und andere Dinge.

Es gab keinen ersichtlichen Grund, diese Reisenden besonders eingehend zu kontrollieren. Und doch entschloß sich Mushcot dazu.

„Sperre!“ befahl er.

Im gleichen Moment erschien mitten in der Luft ein kleiner, leuchtender Punkt vor der Gruppe aus Lepso. Ein transparenter Käfig aus Formenergie baute sich um sie herum auf und glitt mit ihnen von der Antigravgleite herunter. Ob sie wollten oder nicht. Sie mußten warten. Es gab keine Möglichkeit, gegen seinen Willen aus diesem unsichtbaren Käfig zu entkommen.

„Willkommen auf der Erde“, begrüßte eine angenehm klingende Frauenstimme die Eingeschlossenen. „Wir danken euch, daß ihr so liebenswürdig seid, euch für eine kleine Kontrolle zur Verfügung zu stellen. Wir bemühen uns, sie so schnell wie möglich zu erledigen, damit ihr nicht länger warten müßt als unbedingt notwendig. Es geht gleich weiter.“

Danach erhob sich Henner Mushcot und verließ den Überwachungsraum, um in den zweiten Überwachungsraum zu gehen. Er zog sich einen Kaffee aus dem Automaten und stellte sich zu seinem Kollegen Braum, einen erfahrenen Mann, der diesen Dienst schon seit mehr als zwei Jahrzehnten versah.

Sie waren die einzigen menschlichen Beamten, die für die Einreise zuständig waren. Im Grunde genommen hatten sie nicht viel zu tun, da nahezu die ganze Arbeit von Robotern erledigt wurde. So

erschöpfte sich ihre Arbeit überwiegend darin, daß sie sich hin und wieder einige Reisende eingehender ansahen.

Henner Mushcot faßte den Kaffeebecher mit beiden Händen, blies sanft über die heiße Flüssigkeit hinweg und fragte: „Was hältst du von ihnen?“

Er wies auf das meterhohe Holo neben dem Getränkeautomaten. In ihm waren die vier Menschen aus Lepso zu sehen, die aufgeregt miteinander redeten und einige Male versuchten, den Käfig aus Formenergie zu verlassen. Sie riefen etwas, doch die beiden Beamten hörten sie nicht, da Mushcot den Ton ausgeschaltet hatte.

„Sie sind ungeduldig“, stellte Braum fest. „Du meine Güte, sie waren tagelang mit dem Raumschiff unterwegs, und nun regen sie sich über ein paar Minuten Wartezeit auf.“

Einer der Männer hatte schwarze, schulterlange, fettig aussehende Haare, die einen scharfen Kontrast zu seinem blassen Teint bildeten. Obwohl er nicht besonders groß war, hob er sich aus der Gruppe heraus. Und das lag nicht nur an der seltsamen Puppe, die er auf der Schulter trug und deren Kopf in ständiger Bewegung war.

Der Mann trug einen weißen Pelzmantel mit blasser Maserung, der vom offen stand und seine unbehaarte, außerordentlich muskulöse Brust sehen ließ. Die Beine steckten in einer Thermohose mit vier vollgestopften Taschen.

„Er ist sauer“, grinste Mushcot, stand auf, holte sich etwas Milch und rührte sie in den Kaffee ein. „Und die anderen auch. Wenn sie könnten, würden sie um sich schlagen. Na, dann wollen wir sie wirklich mal zehn Minuten lang schmoren lassen und nicht sofort untersuchen.“

Er schaute auf die syntronisch eingeblendeten Daten zu den Menschen in dem Käfig.

„Koo Parkinson heißt der Mann“, versetzte Mushcot. „Er behauptet, Bauingenieur auf Lepso gewesen zu sein, aber das glaube ich ihm nicht.“

„Eine seltsame Puppe trägt er auf der Schulter“, stellte Braum fest und sah sich genauer an, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Die Puppe war etwa 25 Zentimeter groß, besaß eine rote Mütze und riesige, aufgeklebte Augenscheiben aus schwarzer Plastik. Dazu trug sie eine blaue, zerknitterte Jacke, grüngelb-längsgestreifte Hosen und schwarze Stiefel. „Er wendet sich ihr manchmal zu und redet mit ihr, als ob sie ihn hören könnte.“

Der Beamte tippte sich in bezeichnender Weise an die Stirn und machte damit deutlich, was er von Parkinson hielt.

„Die anderen sind auch nicht ohne“, sagte Henner Mushcot. „Yonder K'rigan heißt dieser grobschlächlige, 2,10 Meter große Kerl. Ein Riesenbaby von 18 Jahren. Ich finde, er ist von seinem Äußeren her so nahe an einem Ertruser dran, wie man als Terraner nur sein kann.“

„Eine Narbe, die sich von der rechten Stirnseite durch die Augenbraue bis zum rechten Mundwinkel hinunter zieht. Das rechte Auge ist nicht hellblau wie das linke, sondern etwas dunkler. Wahrscheinlich wurde es bei einer Schlägerei verletzt und dann durch ein minderwertiges Präparat ersetzt. Wenn du mich fragst - ein Soziopath, der in früheren Zeiten sicherlich ein Kandidat für eine Persönlichkeitsrekonstruktion gewesen wäre.“

„Mit Rune Karuga kann ich nur wenig anfangen“, sinnierte Mushcot und blickte seinen Kollegen ratlos an. „Er hat ausdrucksvollen Augen und legt ein zurückhaltendes, kultiviertes Verhalten an den Tag. Ich glaube, dieser Mann verliert nie die Nerven.“

„Und die da?“ fragte Braum, ohne auf die Worte Mushcots einzugehen. Er musterte die Frau im Holo-Würfel und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Engel heißt sie“, berichtete Mushcot.

„Sie ist groß, sehr schlank, wirkt dabei zerbrechlich. Ungewöhnlich das lange, blonde Haar. Sie kann sich draufsetzen, wenn sie mal kein Kissen findet. Aber das ist es nicht, was mich bei ihr beunruhigt. Es sind diese Augen. Dunkelbraun, absolut unergründlich. Eiskalt wie ein Fisch.“

„Wobei man den Fischen noch unrecht tut. Ich denke, sie haben mehr Gefühle als diese Frau.“

Braum seufzte. „Ich glaube, die beleidigen uns gerade ganz schön. Warum haben die Menschen heute keine Zeit mehr?“

Mushcot schaute ihn direkt an. „Irgendwo verstehe ich sie ja“, meinte er. „Die hier haben wohl wirklich nicht mehr viel Zeit.“

„Wie meinst du das?“

„Ganz einfach. Es sind Mutanten. Sie gehören zu den sogenannten Monochrom-Mutanten, wie die Unterlagen hier erläutern. Es kam doch vor ein paar Stunden auf allen Trivid-Kanälen, daß sie alle in naher Zukunft sterben müssen. Parkinson nennt sich Para-Fürst, zumindest hat er das bei der Abreise von Lepso nach Terra angegeben. Was immer das bedeuten mag. Ich kenne mich da nicht so aus. Aus den Unterlagen geht hervor, daß Yonder K'rigan ein nicht sonderlich starker Telekinet ist, während Engel telepathische Fähigkeiten besitzt und Rune Karuga die Gabe der Intuition hat.“

„Am liebsten würde ich sie zurückschicken nach Lepso“, sinnierte Braum, wobei er die vier Menschen nicht aus den Augen ließ. „Es ist doch der pure Wahnsinn, daß so viele Mutanten zur Erde kommen! Wie kann man denn davon ausgehen, daß es alles gute Menschen sind, die sich hier an unsere Gesetze halten werden? Es sind Menschen wie du und ich. Deshalb sind mit Sicherheit genügend unter ihnen, die man schlicht und einfach als kriminell bezeichnen muß.“

„Ich habe keine rechtliche Handhabe, sie zurückzuschicken“, entgegnete Mushcot. „Ich kann sie ein bißchen genauer kontrollieren, und das habe ich hiermit getan. Mehr nicht.“

„Ja, ich weiß“, seufzte sein Kollege. „Es ist wirklich bedauerlich, wie wenig Macht wir über andere Menschen haben. Man sollte uns viel mehr Einflußmöglichkeiten zubilligen. Schließlich haben wir mehr als einmal bewiesen, daß wir damit umgehen können.“

Mushcot erhob sich. „Dann will ich unsere Freunde mal aus dem Käfig lassen“, kündigte er an. „Oder?“

„Provoziere sie doch ein bißchen“, lächelte Braum. „Vielleicht beleidigen sie dich, so daß du sie bis zur Klärung der Sachzusammenhänge noch ein bißchen länger bei uns behalten kannst.“

„Mit dem nächsten Schiff kommen sicherlich weitere Mutanten, mit denen ich mich beschäftigen kann“, antwortete Mushcot. „Es treffen ja ständig welche ein. Als ob wir nicht schon genug auf der Erde hätten!“

Der Beamte verließ die Kantine und ging in die Abfertigungshalle, wo die vier Mutanten auf ihn warteten. Yonder K'rigan stand mit hochrotem Gesicht an der Wand aus Formenergie. Er hatte die Fäuste gehoben und trommelte damit gegen das unsichtbare Hindernis. Doch er sagte im Augenblick nichts. Parkinson legte ihm die Hand auf die Schulter, und diese Geste genügte, um ihn zu beruhigen.

„Ich habe so schnell gemacht, wie es mir möglich war“, schwindelte der Beamte. „Die Viertelstunde hat euch doch sicher nichts ausgemacht.“

Er wich den Blicken der Telepathin nicht aus. Er fühlte sich sicher. Da er ein PsIso-Netz trug, konnte sie seine Gedanken nicht erfassen. Das Bewußtsein, daß sie ohne dieses Netz ungehinderten Zugang zu seinen Gedanken gehabt hätte, erfüllte ihn mit Unbehagen.

Er fürchtete sich nicht vor ihr und den anderen Mutanten. Seit vielen Jahren hatte niemand mehr einen Beamten der Einreisebehörde angegriffen. Eine tätliche Attacke konnte zum sofortigen Einreiseverbot für Terra führen, und das wollte normalerweise niemand riskieren. Mushcot war davon überzeugt, daß es bei diesen vier Lepsothern auch nicht anders war. Sollten sie ihn mit ihren speziellen Kräften belästigen, würden die Para-Detektoren anschlagen. Unangenehme Konsequenzen für die vier wären die Folge gewesen.

„Ich möchte euch darauf hinweisen, daß die Versammlung im Magellan-Stadion längst begonnen hat und möglicherweise schon wieder beendet ist“, argumentierte er. „Über Falo Gausens Mutantenring oder über die Solare Residenz könnt ihr jederzeit Hilfe und Unterkunft bekommen. Dazu reicht ein Anruf von jedem öffentlichen Visifon bei LAOTSE.“

„Wer oder was ist LAOTSE?“ fragte Rune Karuga, der sichtlich um Höflichkeit bemüht war und sogar ein kleines Lächeln zustande brachte.

„LAOTSE ist der Computer der Solaren Residenz“, gab Henner Mushcot bereitwillig und mit unüberhörbarem

Stolz in der Stimme Auskunft, als sei er der Erbauer des Riesenrechners. „Er ist der leistungsfähigste, autarke Einzelrechner der Erde und kombiniert erstmals ein syntronisches und ein biopositronisches Segment. Beide Recheneinheiten können auf gemeinsame Gedächtnisspeicher und gemeinsame technische Peripherie zurückgreifen, funktionieren jedoch absolut getrennt voneinander. Das biopositronische Segment fungiert zugleich als KorraVir-Warnstelle, die permanent eine Prüfschleife durch das syntronische Segment schickt.“

„Auf Lepso macht man so was mit dem Taschenrechner“, behauptete Yonder K'rigan verächtlich und in der unverkennbaren Absicht, den Beamten zu ärgern.

Henner Mushcot schoß seinen nächsten Pfeil ab. Die automatischen Prüfungen bei der Einreise gaben auch Aufschluß über die finanziellen Verhältnisse, und die hatten ergeben, daß die vier Lepso-ter mit ihren Eigenmitteln höchstens ein paar Wochen durchhalten würden.

„Ihr benötigt eine Unterkunft in einem Hotel“, eröffnete er ihnen. „Dafür müßt ihr ziemlich viele Galax aufwenden.“

In den Gesichtern der Neuankömmlinge zeichnete sich keinerlei Reaktion ab. Sie ließen nicht erkennen, daß sie unter Garantie zu wenig Geld besaßen.

Henner Mushcot blickte Yonder K'rigan an, und dabei bildete sich eine steile Falte auf seiner Stirn. „Ich möchte besonders dich darauf hinweisen, daß wir hier auf der Erde empfindlich sind, wenn Gesetze und allgemeine Verhaltensregeln verletzt werden“, ermahnte er ihn.

„Behalte deine Weisheiten für dich!“ fuhr der grobschlächtige Telekinet ihn an. „Was deine Gepflogenheiten Gästen gegenüber und allgemeine Verhaltensregeln betrifft, sollten wir mal ein Wörtchen miteinander reden.“

Mushcot ließ sich nicht beeindrucken. Ein abfälliges Lächeln glitt über seine Lippen.

„Junger Mann“, sagte er herablassend. „Ich gehe mal davon aus, daß du einreisen möchtest, und ich...“

Weiter kam er nicht, denn plötzlich erfaßte eine unsichtbare Kraft seine Zunge, schien sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach hinten zu biegen und tief in seine Kehle zu ziehen. Mushcots Augen weiteten sich. Er griff sich mit

beiden Händen in den Mund und würgte, konnte seine Zunge aber nicht befreien.

Er lief rot an, versuchte verzweifelt die Zunge zu packen, um sie nach vorn zu holen, doch sie war feucht, schlüpfrig und außerdem so weich, daß sie ihm immer wieder entglitt. Dabei hatte er den Eindruck, daß sie ganz normal in seinem Mund lag, während er selbst fühlte, wie sie seine Luftröhre blockierte. Er blickte in das zynisch lächelnde Gesicht von Yonder K'rigan, und er begriff, daß sein Leben an einem seidenen Faden hing.

Während Yonder K'rigan dröhnend zu lachen begann, beobachteten Engel und Rune Karuga den Erstickungsanfall mit mäßigem Interesse. Beide lächelten, als der Beamte auf die Knie sank und verzweifelt mit den Armen um sich schlug.

Parkinson blickte die Puppe auf seiner Schulter an, und es schien so, als ob sie den Kopf schüttelte.

„Yonder“, sagte Parkinson so leise, daß er kaum zu hören war.

In der gleichen Sekunde war der Erstickungsanfall zu Ende.

Henner Mushcot kniete auf dem Bogen, rang wild nach Atem und konnte sich nicht erklären, was geschehen war. Die Para-Detektoren hatten nicht angeschlagen, und das bedeutete, daß Yonder K'rigan ihn entweder nicht mit seinen telekinetischen Mitteln angegriffen hatte oder daß die Detektoren in manchen Fällen versagen.

Hilflos und zugleich aber von maßlosem Zorn erfüllt beobachtete der Beamte, wie die vier Lepso-ter an ihm vorbeigingen und die Einreisehalle verließen.

Nie zuvor hatte er jemanden so sehr gehaßt wie in diesen Minuten. Nie zuvor war er so gedemütigt worden. Es war mehr, als er glaubte ertragen zu können. Und während er noch nach Luft schnappte und das Herz wie rasend in seiner Brust schlagen fühlte, schwor er blutige Rache.

Mogan Barr erhob sich aus dem Bett und ging in die Hygienekabine, um zu duschen. Als er zurückkehrte, hatte er eine kurze Hose angezogen.

Barr war ein kräftig wirkender Mann mit einem gestutzten, blonden Kinnbart und langen, in sich gekrausten Haaren, die sich nicht bändigen ließen. Seine hohe Stirn war mit dunklen Warzen bedeckt, und seine Ohren waren ungewöhnlich klein - beides Merkmale für die Menschen vom Planeten Gustan im Sawwaso-System.

Dort hatte Barr als Anwalt gearbeitet. Trotz seiner Jugend mit außerordentlichem Erfolg, was möglicherweise daran lag, daß er in die Gedankenwelt seiner Mandanten und seiner Gegner eindringen konnte.

In Terrania hatte er es vorgezogen, nicht in den Massenunterkünften und Schulen der Monochrom-Mutanten zu wohnen. Als Anwalt war er wohlhabend genug, sich ein kleines Appartement in der Nähe der berühmten Solaren Residenz zu suchen.

Cinda war noch nackt. Sie lag ausgestreckt auf dem Bett und genoß offensichtlich die bewundernden Blicke, mit denen er sie bedachte. In seinen Augen war ihre Figur vollkommen, und ihr Gesicht besaß eine Ausstrahlung, die ihn vollkommen in seinen Bann schlug.

„Laß uns essen gehen!“ schlug er vor.

„Gute Idee“, antwortete sie, glitt nun

aus den seidig schimmernden Laken und streifte sich einen Hosenanzug über, der wie eine zweite Haut anlag. Er war grau, doch das spielte keine Rolle, denn Farben konnten sie beide nicht wahrnehmen. Mogan ließ sie nicht aus den Augen. Erst vor wenigen Stunden hatte er sie kennengelernt, und beiden war, als habe der Blitz bei ihnen eingeschlagen.

„Und danach?“ fragte Barr.

„Habe ich ein Treffen mit einigen Freunden vom Mutantenring; auch Falo Gause wird dabeisein.“

„Was soll das bringen?“

„Wir suchen nach einem Ausweg. Wir akzeptieren das Unausweichliche nicht!“ Cindas Stimme wurde lauter. „Die Medizin ist so weit fortgeschritten, daß die Mediker sogar einen Verletzten retten können, dem man Herz, Lunge, Leber und ein paar weitere Organe weggeschossen hat, solange sein Gehirn nicht zerstört ist. Und die psychologische Betreuung danach ist so gut, daß dieser Mensch schon sehr bald wieder ein ganz normales, unbelastetes Leben führen kann.“

„Eben!“

„Und da sollten sie uns nicht retten können? Wieso eigentlich nicht?“

„Weil es eine Verschwörung ist“, knurrte er.

„Das ist nicht dein Ernst.“ Sie kam zu ihm, blickte ihm in die Augen und schmiegte sich an ihn.

„Überleg doch mal!“ appellierte er. „Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit sind so viele Mutanten auf der Erde gewesen. Dabei könnte einer schon für Unheil sorgen, wenn er wollte. Denk doch mal an Ribald Corello oder Vincent Garron! Welche Schwierigkeiten die beiden jeder für sich gemacht haben! Verstehst du denn nicht? Die Menschen der Erde haben Angst vor uns, und je schneller wir sterben, desto lieber ist es ihnen. Sie wissen, daß 35.000 Mutanten hierhergekommen sind, aber sie sind nicht darüber informiert, was jeder einzelne von uns kann.“

„Nach dem Motto: Ein toter Mutant ist ein guter Mutant?“ Lächelnd schüttelte sie den Kopf. „Nein, wir haben Perry Rhodan reden gehört und Moharion Mawrey kennengelernt. Glaub mir, das sind Menschen, die uns retten wollen. Die Mediker und die Pharmazeuten tun alles, was in ihrer Macht steht, nur sind sie leider den Genetikern Monos bei weitem nicht gewachsen. Ein Mensch ist eben doch mehr als ein Sammelsurium von biologischen Einzelteilen.“

„Du bist naiv, Cinda, und das sollte eine Monochrom-Mutantin nicht sein.“

Sie senkte den Kopf und blickte traurig zu Boden. „Ich möchte ein Kind von dir“, gestand sie ihm.

Mogan küßte sie auf die Wange. „Du weißt, daß es nicht geht. Wir sind beide unfruchtbar. Alle Monochrom-Mutanten sind unfruchtbar. Nicht einer der bekannten Mutanten konnte ein Kind zeugen.“

Die junge Frau lächelte flüchtig. „Klar. Natürlich weiß ich das. Aber man kann ein Kind auch klonen. Außerdem glaube ich nicht, daß die Medizin das Problem nicht lösen kann. Unfruchtbarkeit von Mann oder Frau läßt sich heute leichter beheben als eine Grippe.“

„Ich werde Mediker fragen“, versprach er ihr. „Aber ich bin sicher, daß Monos viel mächtiger war, als sie es sind.“

„Es war so schön mit uns“, fuhr sie leise fort. „Warum mußten wir uns streiten?“

Barr zog sie lachend in seine Arme. „Cinda!“ rief er. „Wenn man unterschiedlicher Meinung ist, hat man doch keinen Streit. Ich glaube, wirklich streiten könnte ich mich niemals mit dir. Ich liebe dich.“

Ihr Gesicht hellte sich auf. „Willst du so bleiben?“ fragte sie. „Oder möchtest du ein Hemd anziehen?“

„Ich bin gleich zurück“, antwortete er und ging ins Nebenzimmer.

Da er sich nicht sogleich für ein Hemd entscheiden konnte, dauerte es fast zwei Minuten, bis er zurückkehrte. Verblüfft blickte er sich um.

Cinda war nicht mehr da! Sie hatte die Wohnung verlassen.

Er eilte zu den Fenstern der Wohnung, die im achtzehnten Stockwerk eines Wohngebäudes lag, und schließlich entdeckte er sie. Cinda eilte auf die Solare Residenz zu, die nicht weit entfernt als riesige „Stahlorchidee“ am Himmel schwebte.

Barr verstand nicht, warum sie es tat, und er vermutete, daß sie eines der dortigen Restaurants aufsuchen wollte. Warum aber hatte sie nichts gesagt? Warum hatte sie nicht gewartet, wie es vereinbart gewesen war?

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn.

Er wollte sie über den Armband-Syntron rufen, doch dann sah er, daß ihr Gerät noch immer auf den seidig schimmernden Laken lag.

Es gab nur eine Deutung: Cinda wollte, daß er ihr folgte.

Barr rannte aus der Wohnung und stürzte sich in den nach unten gepolten Antigravschacht. Viel zu langsam ging es nach seinem Geschmack nach unten. Eine kleine Ewigkeit schien verstrichen zu sein, als er das Wohngebäude endlich verließ und so schnell er eben konnte zur Solaren Residenz lief.

Jetzt zeigte sich, daß er noch ganz gut in Form war. Das Konditionstraining zahlte sich aus.

Er stieg in den nach oben gepolten Antigravschacht, einen Expreßschacht, und er glaubte, Cinda weit über sich erkennen zu können. Wiederum dauerte es für ihn viel zu lange, bis er endlich oben im Restaurantbereich des fliegenden Gebäudes war. Hier herrschte lebhaftes Treiben. Hunderte von Neugierigen sahen sich das Regierungsgebäude an. Normalerweise war das ein Grund, sich zu freuen, weil die Bevölkerung die Residenz derart begeistert annahm.

In diese Fall aber störten ihn die Massen. Er kam nur schrittweise voran, und er konnte Cinda nicht sehen.

„Du hast es aber eilig“, sagte eine korpulente Frau und stellte ihm sich grinsend in den Weg. Es machte ihr Spaß, ihn zu behindern. Sie breitete die Arme zu beiden Seiten aus und versuchte, auf den Zehenspitzen vor ihn zu tänzeln. Es sah aus, als ob ein halbwegs paralysierter Elefant Mühe hatte, sich auf den Beiden zu halten.

„Es geht um die Liebe meines Lebens“, antwortete er hastig und so überzeugend, daß sie spontan feuchte Augen bekam und ihm Platz machte.

„Wie heißt sie denn?“

„Cinda!“

„Cinda!“ brüllte sie über die Köpfe der Männer, Frauen und Kinder hinweg. Sie hatte eine Stimme, die einem röhrenden Hirsch alle Ehre gemacht hätte. „Bist du da vom irgendwo? Hier ist der Mann, der dich liebt!“

Die Menschen drehten sich zu ihm und lächelten - einige verständnisinnig, einige neidisch, andere voller Bewunderung. Sie wichen zur Seite.

Und dann sah er Cinda, wie sie ein Restaurant mit extraterrestrischen Spezialitäten betrat. Er pfiff grell auf den Fingern, doch sie drehte sich nicht um.

Als er das Restaurant etwa eine Minute später betrat, entdeckte er das hübsche Mädchen auf den ersten Blick. Sie saß an einem Tisch, und einige Männer und Frauen standen um sie herum. Sie war bleich wie eine Wand, konnte sich nicht mehr halten und kippte langsam vornüber, bis ihr Kopf hart und brutal auf die Tischplatte schlug.

Mogan Barr schrie entsetzt auf, und die Menschen ließen ihn durch. Behutsam hob er ihren Kopf, und dann erkannte er, daß jede Hilfe zu spät kam. Niemand konnte den von Monos einprogrammierten Tod rückgängig machen.

Er umarmte sie, zog sie fest an sich und strich ihr weinend über das schöne Haar. Er schämte sich seiner Tränen nicht.

Cinda hatte offensichtlich zuvor gewußt, was geschehen würde!

Sie wollte nicht in seiner Wohnung sterben, nicht in den Räumen, in denen sie so glücklich gewesen war. Deshalb war sie weggelaufen, ohne ihm etwas zu sagen. Und vielleicht wäre es ihr am liebsten gewesen, er wäre ihr nicht gefolgt. Er mußte an ihr Lächeln denken, an die Wärme ihres jugendlichen Körpers, die nun erloschen war, und erst jetzt erfaßte er, warum sie von Streit gesprochen hatte.

Jemand legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Du kannst hier nicht mit ihr bleiben“, sagte der Unbekannte. „Wir bringen sie in einen Nebenraum, und wenn du willst, kannst du dort von ihr Abschied nehmen.“

## 2.

So zornig hatte Moharion Mawrey Perry Rhodan noch nie erlebt.

Der Aktivatorträger war geradezu außer sich und hatte nicht das geringste Verständnis für sie.

„Es steht der Residenz-Ministerin für Mutantenfragen nicht zu, gegenüber dem Terranischen Residenten eine eigene Politik zu verfolgen und so außerordentlich wichtige Informationen für sich zu behalten“, fuhr er sie mit schneidend scharfer Stimme an.

Rhodan saß hinter seinem Arbeitstisch im Büro des Residenten, und er hatte sich nicht erhoben, um die Ministerin zu begrüßen, wie er es sonst zu tun pflegte. Sein Verhalten ihr gegenüber war ein bewußter Affront, mit dem er unterstrich, wie groß das Ausmaß seiner Verärgerung war.

„Alle Mutanten weisen einen ähnlichen Gen-Defekt auf, den wir mit unseren Mitteln nicht beheben können. Ausnahmslos alle Mutanten müssen in naher Zukunft sterben, aber du legst diese Information nicht auf den Tisch, sondern behältst sie für dich!“

Moharion Mawrey war nicht nur überaus nervös, sondern auch psychisch angeschlagen. Mit stockender Stimme berichtete sie nun von den Ereignissen im Magellan-Stadion. Fluchtartig hatte sie es noch während der laufenden Versammlung des Mutantenrings verlassen. Sie war überrascht worden, als Trim Marath und Startac Schroeder die geheimgehaltenen Informationen an die Öffentlichkeit gebracht hatten. In diesem Augen-

blick war sie von dem Gefühl erfaßt worden, ins Bodenlos zu stürzen.

Die beiden Mutanten waren in ihre Wohnung eingedrungen, hatten sich mit viel Geschick Zugang zu ihrem Syntron verschafft und danach erfahren, was sie vor allem vor ihnen geheimhalten wollte.

Als Ministerin für Mutantenfragen versah sie ihren Dienst nicht kalt und sachlich, sondern mit - vielleicht zuviel - Gefühl und großer Sympathie. Sie liebte die jungen Mutanten geradezu, und die Betreuung der Heranwachsenden war ihr eine echte Herzensangelegenheit. Viele der jungen Menschen hatte sie auf ihrem Weg begleitet, für ihre Ausbildung und ihre Rechte unter Aufbietung aller Kräfte gekämpft. Um ihnen zu helfen, hatten sie mit den begabten Problemkindern in der Mutantenschule Fellmer Lloyd manche Nacht durchwacht und zahllose Gespräche geführt.

Die Ministerin stand eindeutig auf der Seite der Mutanten.

Um so nachhaltiger war der Schock gewesen, als sich gezeigt hatte, daß Startac Schroeder und Trim Marath nicht nur Zugang zu dem schrecklichen Geheimnis gefunden, sondern die für alle Mutanten niederschmetternde Wahrheit im Stadion vor 35.000 Besuchern bekanntgegeben hatten. Die Ministerin war dabei mißachtet worden. Niemand hatte sie vorher konsultiert. Daher hatte es sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen, als die beiden Mutanten ihren Bericht vorgelegt hatten.

Danach hatte sie es nicht länger ertragen, unter den Mutanten zu verbleiben. Sie war buchstäblich geflüchtet. Zu ihrem Entschluß hatte auch beigetragen, daß Kameras auf sie gerichtet waren und ein überlebensgroßes Holo projiziert hatten. Alle 35.000 Zuschauer hatten sehen können, daß sie weinte.

Klein und wegen ihres Buckels in verkrümmter Haltung verharrte sie mitten im Raum. Die schulterlangen Haare standen störrisch und struppig von ihrem Kopf ab, als seien sie Ausdruck ihres Protestes. Moharion Mawrey war eine Frau, die sich nirgendwo besonderer Beliebtheit erfreute, ausgenommen bei einigen wenigen Mutanten. Ihr Gesicht war faltig, und die Mundwinkel zeigten weit nach unten. Sie als häßlich, mürrisch, finster und unzugänglich zu bezeichnen war absolut nicht falsch.

Doch unter der wenig ansehnlichen Schale verbarg sich ein großes Herz. Es verletzte sie, daß Rhodan sie so hart anpackte, wenngleich sie einsah, daß er auf seine Weise recht hatte. Sie hatte ihre Aufgabe so ernst genommen, daß sie dabei gleich mehrere schwerwiegende Fehler gemacht hatte.

Nach ihren Begriffen stand es Rhodan jedoch nicht zu, an ihren Motiven zu zweifeln.

In den Mutanten steckte ein riesiges, instabiles Potential. Niemand konnte jetzt schon sagen, wie sie auf die Nachricht von ihrem nahen Tod reagieren würden.

Die Frage war, was die Mutanten im Magellan-Stadion unternehmen würden.

Rhodan galt als Sofortumschalter. Er hielt sich nicht lange mit dem Ärger über Moharion Mawrey auf. Als Pragmatiker wandte er sich den anstehenden Problemen zu.

„Was werden die Mutanten tun?“ fragte er.

Die Ministerin zuckte nur mit den Achseln. Sie bemühte sich, ihre Stimme unter Kontrolle zu bekommen und nicht erneut in Tränen auszubrechen.

35.000 Monochrom-Mutanten, davon rund 80 Prozent mit parapsychischen Gaben wie Telepathie, Empathie oder Suggestion ausgestattet, die sich auf die Gedankenebene bezogen, etwa 20 Prozent mit Fähigkeiten wie Telekinese, Teleportation und anderen eher „außen“ wirkenden Gaben. Sie alle saßen Schulter an im Stadion und mußten mit der Gewißheit fertig werden, daß sie nicht mehr lange zu leben hatten, und daß es nichts gab, was sie retten konnte. Jeder von ihnen konnte schon in der nächsten Minute tot umfallen.

„Wir können nur hoffen, daß sie nicht in Panik verfallen und so etwas wie einen parapsychischen Sturm entfesseln, von dem niemand weiß, wie er sich entfaltet und welche Auswirkungen er hat. So etwas haben wir schließlich noch nicht erlebt.“

„Mitten in Terrania City! Eine Zeitbombe von 35.000 Mutanten!“ Rhodan griff sich an den Kopf, „Ein Alptraum!“

„Ich habe versucht, so etwas zu verhindern“, sagte sie zögernd und erinnerte damit daran, daß sie sich gegen die Einwanderung der Mutanten und ihre Unterbringung in Terrania City gestemmt hatte.

„Ja - aber aus ganz anderen Motiven!“ fuhr er sie verstimmt an. „Es ging um den Mutantenring. Schon vergessen?“

„Vielleicht sollte ich zurücktreten“, bot sie geknickt an. Ihre Lippen bebten.

„Das könnte dir so passen!“ Rhodan hielt es nicht mehr in seinem Sessel hinter dem Arbeitstisch.

„Ausgerechnet jetzt wirst du dich nicht aus der Verantwortung stehlen!“

Der Aktivatorträger fing sich, und seine Haltung veränderte sich von einer Sekunde zur anderen. Er erschien nun plötzlich nüchtern und emotionslos.



„Es darf nicht zu einem Para-Sturm kommen“, sagte er ruhig.

„Nein, natürlich nicht, aber wir können nichts tun“, behauptete sie. „Wenn so etwas passiert, entwickelt eben dieses Ereignis eine Eigendynamik, der wir nichts entgegensetzen haben. Es sei denn, daß wir alle 35.000 Mutanten paralysieren, um einen Para-Sturm zu verhindern. Doch damit hätten wir nur Zeit gewonnen. Wenn die Paralyse abklingt, müßten wir mit um so heftigeren Reaktionen der Mutanten rechnen.“

„Wir können das Stadion mit einem Paratron-Schirm abriegeln“, überlegte er. „Immerhin stehen über Atlan Village noch die vier Kreuzer der Liga-Flotte, die wir sofort einsetzen könnten.“

Moharion Mawrey schüttelte den Kopf. „Auch das würde nichts ändern. Es hätte vielleicht geholfen, wenn es versehentlich zu einer Psi-Entladung gekommen wäre. Jetzt sind sie zornig und aufgewühlt, viele weinen, für viele bricht das Weltbild zusammen. So viele Mutanten, die ihre Gefühle nicht unter Kontrolle haben, stellen nicht nur eine Summe von Menschen dar. Wenn es zum Para-Block kommt, indem sich die mächtigsten Mutanten zusammenfinden, fegen sie auch einen Paratron-Schirm weg. Vermutlich. Erwiesen ist es natürlich nicht.“

Perry Rhodan ließ sich von den Ortern an Bord der vier Kreuzer aus dem

Magellan-Stadion berichten. Ein wandhohes Holo baute sich auf. Der Terranische Resident sah die Massen, und er fühlte, wie es ihm kalt über den Rücken lief.

Startac Schroeder und Trim Marath hatten in seinen Augen voreilig und unverantwortlich gehandelt, als sie bekannt gegeben hatten, was alle Monochrom-Mutanten erwartete. Sie hätten sich genau überlegen müssen, was sie taten, anstatt ihren Gefühlen nachzugeben und sofort mit der Information an die Öffentlichkeit zu gehen.

Bislang aber sah alles ruhig aus im Magellan-Stadion. Nirgendwo zeigte sich Unruhe. Keiner der Mutanten reagierte aggressiv.

„Vielleicht sollte ich selbst ins Stadion fliegen und zu ihnen sprechen“, überlegte Rhodan.

„Und was willst du ihnen sagen?“ fragte die Ministerin, wobei sie schon durch ihren Tonfall erkennen ließ, wie wenig sie von diesem Gedanken hielt. „Willst du ihnen beteuern, daß du sie nicht aufgibst und alles tun wirst, um ihnen zu helfen? Leere Worte, die dir kaum jemand glauben wird. Du bist hilflos. Ebenso wie wir es alles angesichts dieser Situation sind.“

„Ja, da hast du wohl recht“, stimmte Rhodan zu.

Seine Blicke waren ins Leere gerichtet, und sie spürte, daß er mit seinen Gedanken ganz woanders weilte, nicht jedoch bei ihr. So registrierte er kaum, daß sich die Veranstaltung im Magellan-Stadion friedlich auflöste.

Mogan Barr irrte wie in Trance durch die Restaurants, Hallen, Gänge und Konferenzräume der Solaren Residenz, ohne Ziel, ohne bestimmte Absicht. Er ließ sich mit der Menge neugieriger Besucher treiben, nahm kaum etwas von seiner Umgebung wahr und dachte nur an Cinda.

Ihr Tod hatte den Begriff in naher Zukunft zu einer konkreten Größe werden lassen. Immer wieder horchte er in sich hinein, weil er fürchtete, bei sich ebenfalls bald Anzeichen eines bevorstehenden Endes feststellen zu müssen.

Gern hätte er mit jemandem gesprochen, um sich ihm mitzuteilen und sich den Kummer von der Seele zu reden. Doch er kannte niemanden in der Residenz, und er wurde sich dessen bewußt, daß ein Mensch nirgendwo einsamer war als inmitten einer Menschenmenge.

Flüchtig kam ihm der Gedanke, seinem Leben selbst ein Ende zu setzen, anstatt sich treiben und alles auf sich zukommen zu lassen. Doch er verwarf ihn sogleich wieder. Er hing am Leben. Er wollte nicht sterben.

An einer transparenten Wand aus Formenergie blieb er stehen und blickte auf die tief unter ihm liegende Stadt Terrania hinab. Er sah die zahllosen Gleiter, die sich auf ihren Bahnen bewegten, und vereinzelt konnte er auf den Straßen, Plätzen und Dachterrassen sogar Menschen ausmachen.

Das Leben ging weiter in Terrania City. Es entwickelte sich mit einem mächtigen, unaufhaltsamen Puls, völlig unbeeinflußt davon, ob er lebte oder nicht, ob 35.000 Monochrom-Mutanten auf der

Erde und weitere rund 50.000 auf anderen Liga-Planeten dem Tode geweiht waren oder nicht. Wahrscheinlich würden sich auch nur wenige Menschen finden, die aus tiefstem Herzen bedauerten, was geschah. Viele

mochten davon reden, wie schrecklich es war, was den Monochrom-Mutanten widerfuhr, doch tief in ihrem Innersten dachten sie anders und waren vielleicht sogar froh, daß sieh das Problem auf diese Weise löste.

Mogan wurde sich dessen bewußt, daß eben dies das Grundmotiv für Falo Gause und die Mitstreiter der ersten Stunde gewesen war, den Mutantenring zu gründen.

Mogan Barr gehörte dem Leitungsgremium der Organisation an, und ausgerechnet er hatte in seiner Trauer um Cinda ihr wichtigstes Ziel aus den Augen verloren.

War er nicht entschlossen gewesen, wie Falo Gause und die anderen für das Überleben der Mutanten zu kämpfen?

Er war in einer Welt aufgewachsen, in der es auf vielen Gebieten der Naturwissenschaften und der Technik das Wort unmöglich praktisch nicht gab. Das bezog sich vor allem auf die Medizin. War nicht bisher buchstäblich jedes Problem beseitigt worden? Hatte man nicht die Lebenserwartung der Menschen von ehemals 80 oder 90 Jahren bis auf weit mehr als 200 gesteigert? War man nicht allen Krankheiten erfolgreich begegnet, konnte alle inneren Organe durch lebende Duplikate ersetzen, hatte die meisten Rätsel des menschlichen Gehirns gelöst und war bis in die Geheimnisse der kleinsten Bausteine des Lebens vorgedrungen?

Obwohl er sich Cinda gegenüber stets sehr skeptisch geäußert hatte, akzeptierte er nicht, daß die Genetiker Monos' den Genetikern der LFT so weit überlegen sein sollten, daß sie irreparable genetische Schaltungen geschaffen hatten. Es mußte eine Lösung geben. Wenn die Wissenschaftler der LFT nicht in der Lage waren, eine zu finden, dann mußten die Mutanten sich eben selbst helfen. Viele Gedanken schossen ihm durch den Kopf; die meisten schob er sogleich wieder ins Reich der Phantasie. Verlockend war die Vorstellung, daß alle Monochrom-Mutanten zusammen einen Parablock bilden und unter Anleitung von kompetenten Wissenschaftlern mit ihrer besonderen Kraft genetische Änderungen an sich selbst vornehmen konnten.

Irgendeinen Weg mußte es geben!

Mogan sah das Gesicht Cindas vor sich. Er sah sie lächeln, und er sah das belustigte Funkeln in ihren schönen Augen, das er so geliebt hatte.

War er es ihr nicht schuldig, daß er für sie kämpfte, auch wenn sie nun nicht mehr in den Genuß eventueller Erfolge kommen konnte?

Ihm war, als erwache er aus einem tiefen Traum, und zum erstenmal seit nahezu zwei Stunden nahm er seine Umgebung bewußt wahr. Er befand sich auf einer Aussichtsplattform, und er war allein. Deutlicher hätte nicht sein können, wie weit er sich von den Problemen und vor allem von den Menschen entfernt hatte. Es war, als habe er die Flucht angetreten in die eigene Einsamkeit, in der er die Verantwortung für andere verweigerte.

Genau das aber war nicht seine Absicht gewesen.

Er verließ die Plattform und eilte zu einem Gleiterparkdeck, um zum Büro des Mutantenrings in der Outer Space Hall nahe dem Magellan-Stadion zu fliegen.

**Zurück zu den Menschen!**

Der Syntron meldete die Ankunft

Trim Maraths und Startac Schroeders in der Solaren Residenz.

„Die beiden möchten dich sprechen“, fügte die Außenstelle des Großrechners LAOTSE mit angenehm klingender Frauenstimme hinzu.

„Das trifft sich gut“, sagte Rhodan. „Forderungen ... Herein mit ihnen!“

Moharion Mawrey blickte ihn fragend an. Sie wollte sich zurückziehen, doch er ließ es nicht zu.

„Gerade jetzt will ich dich hier haben“, betonte er.

Schweigend warteten sie, bis die Mutanten eintraten.

Auf den ersten Blick sah Perry Rhodan, daß die beiden noch unter dem schweren Schock standen, den sie beim Einbruch in die Wohnung Moharion Mawreys erlitten hatten. Bis dahin hatten sie nicht geahnt, was alle Monochrom-Mutanten erwartete, und ihnen war noch nicht genügend Zeit geblieben, die schrecklichen Erkenntnisse zu verarbeiten. Der Einbruch war in den frühen Morgenstunden geschehen, das war gerade mal einige Stunden her.

Startac Schroeder war blaß und wirkte so gehetzt, als habe er gerade eine abenteuerliche Verfolgungsjagd hinter sich. Er war 1,90 Meter groß und sehr schmal. Nun wirkte er wie ein Häuflein Elend. Sein kantiges Kinn aber verlieh ihm das Aussehen eines trotziges Kindes, das sich nun - nach schwerer psychischer Niederlage - um so mehr auflehnen wollte.

Trim Marath schien dabei zu sein, sich zu fangen. Er hielt sich aufrecht, hatte jedoch jene Frische verloren, die Rhodan bei ihm als so sympathisch empfunden hatte. Seine Wangen sahen hohl aus.

„Was kann ich für euch tun?“ fragte der Terranische Resident.

„Wir möchten dir nur etwas mitteilen“, antwortete der Yornamer und fügte mit einem ebenso scheuen wie schuldbewußten Blick auf Moharion Mawrey hinzu: „Und dir natürlich auch. Die Versammlung der Monochrom-Mutanten hat ein Komitee bestimmt, dem der ehemalige Fußballer Falo Gause als Sprecher aller Mutanten vorstehen wird.“

„Ich nehme an, du sprichst vom Mutantenring.“

„Richtig“, bestätigte Trim Marath. „Der Mutantenring ist jetzt massiv ausgeweitet worden, zu ihm gehören jetzt praktisch alle. Und seine Vertreter werden morgen ihre Forderungen hier in der Solaren Residenz überbringen.“

„Forderungen?“ Rhodan blickte die beiden Mutanten überrascht an. „Was für Forderungen?“

„Das können wir dir leider auch nicht sagen“, entgegnete Startac Schroeder, „weil wir es selbst nicht wissen. Wir werden es später erfahren.“

„Wir sind nur darüber informiert, daß etwas sehr Entscheidendes geschehen wird“, betonte Trim Marath.

„Wir Mutanten werden ganz gewiß nicht den Mund halten und auf unser Ende warten“, fügte Startac Schroeder hinzu.

Voller Unbehagen blickte sich Trim Marath um. Der junge Mutant fühlte sich sichtlich unwohl im Büro Rhodans, und er wollte das Gespräch so kurz wie möglich halten.

„Das verlangt niemand von euch“, versetzte der Terranische Resident.

„Also - bis morgen dann“, verabschiedete sich Trim Marath.

Auch Schroeder atmete deutlich auf, wandte sich ab und eilte wortlos hin

aus, ohne Rhodan oder der Ministerin für Mutantenfragen noch einen Blick zu gönnen.

„Bleibt die Frage, warum sie uns die Vorlage der Forderungen angekündigt haben!“ Der Terranische Resident schüttelte unzufrieden den Kopf. „Es hat die beiden einige Überwindung gekostet, hierherzukommen. Dabei hätte es doch genügt, uns morgen einfach nur die Forderungen zu übergeben.“

„Sie haben das Gefühl, daß ihnen die Zeit wegläuft“, versuchte Moharion Mawrey den Auftritt der beiden Mutanten zu erklären. „Und sie wollen, daß wir vorbereitet sind, damit die Entscheidung über die Forderung dann schneller fällt. Damit haben sie recht.“

„Das hat was für sich. Jetzt können wir uns schon mal Gedanken machen, mit was sie uns wohl kommen werden.“

Als Mogan Barr das Büro des Mutantenrings in der Outer Space Hall in Atlan Village betrat, war ihm, als fiel eine große Last von ihm ab. Irgendwie fühlte er sich zu Hause und geborgen. Zu seiner Überraschung waren die Räume der Organisation bis zum Bersten gefüllt. Offensichtlich hatte der Mutantenring in den letzten Stunden einen enormen Zulauf an aktiven Mitgliedern erhalten.

Er begrüßte einige der Mutanten mit Handschlag, wechselte einige Worte mit ihnen und nickte anderen zu.

Als ihm Falo Gause zuwinkte, ging er zu ihm.

„Wir haben schon auf dich gewartet“, sagte der ehemalige Fußballer. Dabei klang ein leichter Vorwurf in seiner Stimme mit - wohl weil Mogan Barr erst jetzt kam. „Wir haben eine Besprechung.“

Barr erwiderte nichts darauf. Er hatte nicht gewußt, daß diese offensichtlich wichtige Konferenz angesetzt worden war. Und er sagte kein Wort davon, daß er Cinda verloren hatte. Das ging niemanden etwas an.

Zusammen mit Faló Gause betrat er das Sitzungszimmer, in dem sich zehn Männer und Frauen versammelt hatten. Nur sein Platz und der des ehemaligen Fußballstars waren noch freigehalten worden.

„Wir arbeiten an der Formulierung der Forderung, die wir an den Terranischen Residenten und die Regierung stellen wollen“, eröffnete Clayra Puschkin ihm, eine dunkelhäutige, schlanke Frau mit blitzenden Augen, die Unternehmungslust und Kampfgeist verrieten.

Die schwache Telekinetin schmückte sich mit einer dünnen, goldenen Kette, die ihr über den Nacken hinweg von Ohr zu Ohr reichte. Sie kam von Sandrock im Starka-System, wo sie im medizinischen Dienst tätig gewesen war. Ihre schwachen telekinetischen Gaben hatten bei vielen Operationen geholfen, Menschenleben zu retten.

„Kann ich hören, was wir bis jetzt haben?“ fragte Faló Gause in seiner höflichen und umgänglichen Art. Er setzte sich, ebenso Mogan Barr, der sich vornahm, lieber kein Wort zu sagen und seine Trauer in sich zu vergraben.

Neben ihm saß Simjavoc Ronin, ein sympathischer, blonder Hüne, der für sein Alter recht reif und ausgegoren wirkte. Ronin war ein hochgradiger Suggestor, und Mogan Barr hatte ihn als eine starke Persönlichkeit mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn kennengelernt.

Ihm gegenüber lümmelte Canacaro Grim in seinem Stuhl, ein Späher, der von Olymp stammte. Er war 1,95 Meter groß, so daß die Plophoserin Ondrea Catyja, eine extrem schwache Movatorin, mit ihren 1,65 Metern geradezu winzig neben ihm wirkte. Ebenso Jana Jonn, eine Para-Desintegratorin, die auf seiner anderen Seite saß und gerade mal 1,62 Meter groß war.

Hegrim Mihori, eine von Lokvorth kommende, beinahe zwei Meter große Frau, die mit etwa 140 Kilogramm annähernd doppelt so viel wog wie Faló Gause, schob dem Gründer des Mutantenrings ihre schriftlichen Notizen hin. Sie hatte ein breites Mondgesicht, braune, melancholisch blickende Augen und dunkelblondes, kurzes Haar. Im Mutantenring nannte man sie liebevoll die „sanfte Riesin“, was daran lag, daß sie ihre Kräfte als Suggestorin stets nur eingesetzt hatte, um anderen zu helfen. Sie war keine Führungspersönlichkeit, sondern ordnete sich stets unter.

Sie fühlte sich zum Leiden geboren, und Schwermut hatte schon immer ihr Dasein charakterisiert. Ihre Hilfsbereitschaft ging so weit, daß sie in einigen Fällen sogar Sterbehilfe geleistet hatte, ein Dienst, den wohl niemand besser hätte ausüben können als sie.

Faló Gause dankte ihr mit einem freundlichen Lächeln und überflog die Notizen.

Auf einmal entstand im Vorraum Unruhe, und laute Rufe drangen bis in den Konferenzraum. Mogan Barr fühlte, wie sich sein Innerstes verkrampfte, und als er sich umsah, fiel ihm auf, wie blaß die anderen geworden waren. Sie alle hatten die gleichen Gedanken. Draußen mußte etwas geschehen sein, was alle aufwühlte - und das konnte nur bedeuten, daß jemand überraschend gestorben war.

Bevor jemand etwas sagen konnte, öffnete sich die Tür. Nun zeigte sich, daß alle Befürchtungen falsch gewesen waren. Vier Besucher hatten die Unruhe bewirkt.

Einer von ihnen hatte eine ungewöhnliche Ausstrahlung, so daß er den Raum buchstäblich bis in den letzten Winkel ausfüllte. Er besaß fettige, schwarze Haare, trug einen Pelzmantel, der vorn offen stand und seine nackte Brust erkennen ließ. Auf seiner Schulter hockte eine Puppe mit dunklen Plastikscheiben als Augen.

Neben ihm trat eine Frau ein, die das Gesicht eines Engels aufwies, aber eiskalt wirkte.

Nicht weniger beeindruckend waren ein grobschlächtiger Riese, dem man seine Brutalität ansehen konnte, und ein kultiviert erscheinender Mann, der nahezu kahlköpfig war und kaum mehr als fünfzehn dünne Haare als Augenbrauen hatte.

Aller Blicke richteten sich auf den Mann mit der Puppe auf der Schulter. Die Mitglieder des Komitees empfanden ihn auf Anhieb als unsympathisch, doch erlagen sie seiner verstörend intensiven, charismatischen Ausstrahlung. Keiner von ihnen zweifelte daran, daß sie es mit einer besonders begabten Persönlichkeit zu tun hatten.

„Wir sind gerade in einer Besprechung“, sagte Falo Gause in dem schwachen Versuch, sich gegenüber den unerbetenen Besuchern zu behaupten und sie abzuwehren. „Wartet bitte draußen! Wenn ihr einen von uns sprechen möchtet, können wir später miteinander reden.“

„Mein Name ist Parkinson“, sagte der Mann mit dem beeindruckenden Charisma. Mit knapper Geste deutete er auf seine Begleiter und stellte sie der Reihe nach vor. „Yonder K'rigan, Engel und Rune Karuga. Wir kommen von Lepso. Wir sind jetzt hier, und wir reden hier Und jetzt miteinander.“

Parkinson sprach mit einem solchen Nachdruck, daß sich ihm niemand außer Falo Gause entgegenstellte.

„Dennoch müßt ihr die Regeln des Mutantenrings einhalten und beachten“, widersprach Gause.

„Wir sind eine demokratische Organisation, die nur funktionieren kann, wenn jeder die nötige Disziplin mitbringt.“

„Steh mal auf!“ befahl der grobschlächtinge Yonder K'rigan auf einmal Mogan Barr.

Barr spürte seine Hände an den Schultern; er wurde so energisch aus seinem Sessel gezogen, daß ihm keine Möglichkeit blieb, sich zu wehren. Parkinson setzte sich auf den frei gewordenen Platz.

„Und du auch!“ Yonder K'rigan deutete auf Clayra Puschkin. Die Telekinetin sprang so schnell auf, daß er sie nicht mit seinen groben Händen berühren konnte.

Lassan Be und Aiva Wendrekheimer standen unaufgefordert auf.

„Wie du siehst, haben wir diese Frage bereits geregelt.“ Parkinson blickte Falo Gause durchdringend an. Der Kopf der Puppe auf seiner Schulter wippte unaufhörlich auf und ab. Es schien, als nicke sie und wollte mit dieser Geste seine Worte unterstreichen. „Wer bist du?“

„Falo Gause. Der Sprecher des Mutantenrings.“

Der Mutant von Lepso deutete auf die Puppe.

„Das ist Lucky, mein Ratgeber.“ Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. „Lucky hat mir vor einigen Tagen das Datum meines Todes mitgeteilt. Es liegt nicht in allzu ferner Zukunft. Möchte einer von euch eine entsprechende Auskunft? Du vielleicht, Falo Gause? Willst du wissen, wann deine Lebensuhr stehenbleibt?“

Der Sprecher des Mutantenrings schüttelte stumm den Kopf.

„Nun gut“, fuhr Parkinson fort. Wieder nickte Lucky auf seiner Schulter voller Eifer. „Aus diesem Grunde habe ich und meine Freunde beschlossen, von Lepso nach Terra zu fliegen und mit Hilfe der übrigen Monochrom-Mutanten den Kampf gegen meinen bevorstehenden Tod aufzunehmen.“

„Keiner von uns weiß, wie lange er noch zu leben hat“, entgegnete Falo Gause. „Wir wollen es auch gar nicht wissen. Aber wir alle sind entschlossen, mit den anderen Monochrom-Mutanten zusammen um unser Leben und für unsere Zukunft zu kämpfen.“

„Gut so!“ lobte Parkinson. „Dann sind wir uns ja einig. Ab sofort übernehme ich den Oberbefehl über sämtliche Monochrom-Mutanten. Mit ihrer Unterstützung werde ich nach einem Weg suchen, der mich überleben läßt.“

### 3.

Die letzten Sonnenstrahlen des schwindenden Tages fielen durch die großen Fensterfronten in das Büro, als Gucky plötzlich vor dem Terranischen Residenten erschien, mit knapper Geste unlustig grüßte und sich in die Polster eines Sessels sinken ließ.

Der Ilt brauchte nichts zu sagen. Perry Rhodan wußte auch so, daß ihm das Schicksal der Monochrom-Mutanten hart zusetzte und daß er ihnen gern geholfen hätte. Doch der Mausbiber war ebenso hilflos wie alle anderen.

Zudem litt er darunter, daß die Monochrom-Mutanten ihn nicht als einen der ihren akzeptierten. Er hatte zwar noch vor Monaten mit einigen von ihnen trainiert, war sogar mit Jungmutanten in einen Einsatz gegangen - sie hatten ihn trotzdem nie als einer der Ihren betrachtet. Vor allem in den letzten Wochen war sogar Mißtrauen entstanden.

Mehrere Male in letzter Zeit hatte Gucky versucht, sich mit den jungen Menschen zu verständigen. In keinem Fall war es ihm gelungen, schon gar nicht auf telepathischem Wege. Aus ihrer Sicht gehörte er einer anderen Welt an, und sie argwöhnten, er könnte wie auch immer geartete unlautere Motive haben. Deshalb wollte er aber noch lange nicht darauf verzichten, in aller Zurückgezogenheit zu wirken und im Hintergrund für sie und in ihrem Sinne aktiv zu werden.

„Moharion hat alles viel schlimmer gemacht“, sagte er. „Aber nun ist es nicht mehr zu ändern.“

„Mich wundert, daß sich niemand mir oder einem anderen gegenüber rechtzeitig über die Todesserie geäußert hat.“ Rhodan schüttelte verständnislos den Kopf. „Immerhin hat mich James Buckley über die Genfalle aus der Monos-Zeit informiert. Ich meine, es müßte schon vorher aufgefallen sein, daß die Monochrom-Mutanten unfruchtbar sind, obwohl in vielen Fällen eine organische Ursache dafür nicht zu entdecken ist. Vielleicht ging man davon aus, daß sie noch zu jung sind. Wissenschaftler haben irgendwie auch nicht grundlegend ermittelt, daß seit einigen Jahren keine Monochrom-Mutanten mehr geboren wurden. Man hat es offensichtlich versäumt, die richtigen statistischen Untersuchungen anzustellen und daraus die richtigen Schlüsse abzuleiten. Mit weiteren Monochrom-Mutanten ist nun nicht mehr zu rechnen.“

„Und nun sind Buckley und seine Leute auf den tödlichen Gen-Defekt gestoßen“, ergänzte der Ilt.

„Man darf sich nicht zu sehr wundern, es war eine schwierige Suche - und letzten Endes wurde sie vor allem durch Moharion Mawrey gefördert.“

„Aber eben in aller Heimlichkeit, damit es weder die Mutanten noch die Regierung mitbekommen kann.“ Rhodan stand auf, wandte sich ab und blickte lange in die tief stehende Sonne.

„Woher wissen wir eigentlich, daß Buckley sich nicht geirrt hat?“ fragte Gucky.

„Wir haben seine Untersuchungen natürlich längst mit Hilfe der NATHAN-Datenbanken überprüft.“ Rhodan seufzte. „Wenn man einmal die Statistik erstellt, fällt es einem auf - aber das hat niemand. Einige zehntausend Mutanten auf einigen tausend Planeten, da kommen einige wenige Mutanten auf eine Welt. Daraus zieht so schnell keiner die richtigen Rückschlüsse, es gibt einfach keine augenfällige statistische Häufung. Aber jetzt gehen wir davon aus, daß Buckley alles hundertprozentig exakt herausgefunden hat.“

„Könnte es nicht sein, daß die Berichte politischen Charakter haben?“

„Du sprichst von Radikalen, denen die Existenz von Monochrom-Mutanten nicht paßt und die deshalb etwas in die Wege geleitet haben, um sie zu bekämpfen?“ Rhodan wandte sich dem Freund zu. „Das ist mehr als unwahrscheinlich und paßt vor allem nicht zu Moharion Mawrey.“

„Aber zu einigen politischen Wirrköpfen, von denen es genug in der LFT gibt“, entgegnete der Mausbiber ungewöhnlich ernst.

„Du meinst also, solchen Menschen könnten die Monochrom-Mutanten ein Dorn im Auge sein. Sie haben sich gegen die Jugendlichen verschworen, um sie zu beseitigen?“ Rhodan schüttelte erneut den Kopf. „Nein, das will ich nicht glauben. Dennoch - ich werde auch diese Möglichkeit überprüfen lassen.“

„Und was hast du noch getan?“

„Ich habe siebzehn wissenschaftliche Institute in allen Teilen der Erde und auf verschiedenen Planeten der LFT damit beauftragt, die verstorbenen Monochrom-Mutanten vor allem gentechnisch zu untersuchen“, eröffnete Rhodan dem Ilt. „Jedes Institut erhielt diesen Auftrag unter dem Siegel strengster Geheimhaltung. Hoffen wir also, daß diese Geheimhaltung wirkt. Da sie alle zumindest theoretisch voneinander unabhängig arbeiten und nicht miteinander in Verbindung stehen, wird

kein Institutsmitarbeiter davon erfahren, daß auch andere an dem gleichen Problem arbeiten. Erst wenn uns alle Resultate vorliegen, werden wir wissen, ob James Buckley und seine Leute in der Ralph-Arthur-Klinik bereits auf die Wahrheit gestoßen sind oder nicht.“ „Du willst ganz sichergehen.“ „So sicher wie nur eben möglich. Wenn wir Glück haben, entdeckt einer der Wissenschaftler einen Ausweg und löst das genetische Rätsel, das Monos uns aufgegeben hat. Unter vielen ist immer mal einer, der absolut ungewöhnliche Ideen hat, gegen den Strom schwimmt und damit gerade richtig liegt. Bis dahin können wir nur hoffen.“

Der Schock hielt an und wollte sich nicht lösen. Allzu erniedrigend war, was ihm widerfahren war. Je weiter sich Parkinson und seine Begleiter vom Raumhafen Terranias entfernten, desto mehr wuchs der Haß in Henner Mushcot, desto wilder wurde das Verlangen, sich zu rächen.

Nicht ein einziges Mal kam er auf den Gedanken, die Schuld für den Zwischenfall bei sich selbst zu suchen, in seiner Provokation der Reisenden und in seinen Schikanen. Er gestand niemandem das Recht zu, sich für erlittenes Leid ihm gegenüber zu revanchieren - schon gar nicht Monochrom-Mutanten.

Sein Kollege Braum hatte den Vorfall schlicht übersehen, weil er zur selben Zeit mit einer zentralen Dienststelle in Kontakt getreten war. Mushcot war froh darüber, brauchte er ihm doch nicht zu schildern, welche Todesängste er ausgestanden hatte, als ihm die Zunge in die Kehle gerutscht war. Auch brauchte er so nicht zu begründen, weshalb er die Hosen hatte wechseln müssen.

Still brütete er vor sich hin und überlegte, was er tun konnte, um es Parkinson und seinen Begleitern heimzuzahlen und ihnen das hochmütige Lächeln aus dem Gesicht zu streichen. Solange sie nicht erneut am Raumhafen auftauchten, war er machtlos. Erschienen sie in seinem Einflußbereich, konnte er sie theoretisch in einen Käfig aus Formenergie sperren und sie darin schmoren lassen, bis der ohnehin nahe Tod sie erreichte.

In seiner Phantasie stellte er sich vor, wie jämmerlich sie aussehen würden, wenn das unter seinen Augen geschah. Doch irgendwann dämmerte ihm, daß sie den Raumhafen nicht mehr betreten würden. Er mußte zu ihnen gehen, wenn er etwas erreichen wollte.

Braum hatte früher Dienstschluß als Mushcot. So war er allein in seinem Abfertigungsbereich des Raumhafens, als weitere Reisende eintrafen. Er fertigte sie rasch und komplikationslos ab, sah sogar darüber hinweg, daß einer der Reisenden eine nicht angemeldete Schußwaffe bei sich hatte. Kaum aber hatte er diesen Mann passieren lassen, ging ihm die Waffe nicht mehr aus dem Kopf. Und dabei kam ihm eine andere in den Sinn.

Er konnte es in den folgenden Minuten kaum erwarten, bis auch der letzte Reisende seinen Abfertigungsbereich verlassen hatte. Da er die entsprechende Legitimation hatte, betrat er die Asservatenkammer, in der beschlagnahmte Gerätschaften eingelagert waren. Den kontrollierenden Syntron gegenüber fand er eine ausreichende Begründung dafür, daß er eine Waffe entnahm, zumal er ankündigte, sie schon in zwei Stunden wieder zurückzubringen.

Es war ein Hochleistungs-Präzisionsgewehr mit einem syntronischen Stabilisator und einem ebenfalls syntronischen Zielfernrohr, das zu einer 2000fachen Hochrechnung eines erfaßten Zieles in der Lage war. Mit dieser Waffe konnte er aus einer Entfernung von mehr als zehn Kilometern ein Ziel anvisieren und mit Hochgeschwindigkeitsgeschossen treffen, das nicht größer war als eine Briefmarke. Die eingebauten Sensoren in den Projektilen sorgten dafür, daß Wind- und Luftdruckverhältnisse berücksichtigt wurden.

Wegen ihrer außerordentlichen Gefährlichkeit war die Waffe auf der Erde verboten worden.

Henner Mushcot hielt sein Wort. Er brachte das Futteral mit einer Waffe in die Asservatenkammer zurück, allerdings handelte es sich dabei nicht um das Präzisionsgewehr, sondern um eine ähnliche gemachte Replik, wie man sie im Spielzeughandel kaufen konnte. Der Syntron akzeptierte, da Mushcot als entsprechend zuverlässig eingestuft war, und wies den Bestand in der Asservatenkammer wieder als vollständig aus.

Die Worte Koo Parkinsons lösten Betroffenheit in der Runde am Konferenztisch aus. Keiner aus dem Führungskreis des Mutantenrings hatte mit einer solchen Forderung gerechnet.

„Wir sind eine demokratische Organisation, in der jeder die gleichen Rechte und Pflichten hat“, erläuterte Faló Gause, nachdem er die erste Überraschung überwunden hatte. Der ehemalige Fußballer versuchte seine Nervosität zu überspielen. „Selbstverständlich steht dir das Recht zu, dich in diesen Führungskreis wählen zu lassen. Allerdings mußt du dazu erst einmal deine Ansprüche auf ordnungsgemäße Weise anmelden, und dann müßtest du gewählt werden. So wie du es dir vorstellst, daß du durch eine Proklamation den Oberbefehl über alle Monochrom-Mutanten übernehmen kannst, geht es nicht. Sonst kommt morgen der nächste und will das gleiche.“

Parkinson beugte sich vor und stützte beide Ellenbogen auf den Tisch. Er blickte den Sprecher des Mutantenrings durchdringend an. Dabei wackelte Lucky auf seiner Schulter unaufhörlich mit dem Kopf, als könne er keine Ruhe finden.

„Mag ja sein, daß du und die Gründer dieser Organisation eine solche Satzung erarbeitet haben“, sagte er leise. „Da ich den Oberbefehl übernehme, tritt sie ab sofort außer Kraft. An ihrer Stelle gilt, was ich bestimme.“

Parkinson schnippte mit den Fingern, und der höflich erscheinende Rune Karuga warf einige beschriftete Folien auf den Tisch.

Faló Gause schob sie achtlos zur Seite.

„Du sagtest, daß du mit der Hilfe der Monochrom-Mutanten, zu denen du ja auch zählst, einen Weg finden willst, der dich überleben läßt“, erinnerte er Parkinson an seine eigenen Worte. „Diese Aussage widerspricht in eklatanter Weise dem Sinn, Geist und Inhalt unserer Idee. Hier geht es nicht darum, dich oder sonst irgendeinen einzelnen zu retten, sondern eine Lösung für alle Monochrom-Mutanten zu finden.“

Faló Gause blickte flüchtig in die Runde und registrierte zu seiner Erleichterung, daß die anderen zustimmend nickten. Die Mitglieder des Führungsgremiums standen geschlossen hinter ihm.

„Unsere Satzung ist die Form, die unsere Existenz als Mutantenring umgibt“, ergänzte Gause. „Formen aber bergen Inhalte und schützen sie. Wer die Form zerbricht, verletzt auch ihren Inhalt.“

„Genau“, betonte Clayra Ruschkin. „Sobald du dich mit unserer Idee des Zusammenlebens anfreunden kannst, darfst du herzlich gern zu uns zurückkommen. Bis dahin verschone uns bitte mit deiner Anwesenheit!“

Die dunkelhäutige, schlanke Frau mit den kämpferisch blitzenden Augen bewies außerordentlichen Mut und entwickelte eine Energie, die viele am Tisch von ihr so nicht erwartet hätten.

Parkinson und seine Begleiter hatten sich am Tisch breit gemacht. So wirkten sie geradezu erdrückend auf die anderen. Doch Clayra ließ sich davon nicht beeindrucken. Faló Gause tat gut, daß er eine so deutliche Unterstützung von ihr erhielt.

Yonder K'rigan stand ächzend auf, stemmte die Fäuste in die Seiten und blickte drohend in die Runde.

„Was ist, Koo?“ fragte er mit grollend tiefer Stimme. „Soll ich den Laden hier zu Kleinholz machen?“

„Das wäre eine Überlegung wert“, entgegnete Parkinson.

Der Mutant von Lepso, wie er sich selbst nannte, blieb sitzen, drehte den Kopf zur Seite und blickte die Puppe auf seiner Schulter ratsuchend an. Bis dahin hatte Lucky pausenlos genickt. Nun aber änderte sich die Bewegung seines Kopfes, und er schüttelte ihn.

Für alle am Tisch war erkennbar, daß die Puppe ablehnend antwortete.

Parkinson erhob sich, zog den Pelzmantel über der nackten Brust zusammen, ging zur Tür, blieb dort stehen und drehte sich noch einmal um.

„Meine Leute und ich kommen wieder“, kündigte er an.

Jeder am Tisch verstand die kalt ausgesprochene Drohung.



Ohne weitere Worte verließ er den Raum. Engel und Rune Karuga folgten ihm, wortlos, kühl und abweisend. Sie waren sich ihrer Sache offensichtlich vollkommen sicher.

Yonder K'rigan packte den Stuhl vor ihm und riß ihn mit dem darauf sitzenden Canacaro Grim in die Höhe. Der Späher sah den Angriff kommen, konnte jedoch nicht mehr schnell genug reagieren, und so flog er mit dem Stuhl auf den Konferenztisch, wo er krachend landete.

Yonder K'rigan spuckte verächtlich aus und stampfte hinter Parkinson und den anderen Lepsothern her.

Moharion Mawrey war bei Perry Rhodan in seinem Büro, als Falo Gause und eine junge, dunkelhäutige Frau am nächsten Morgen dort eintraten. Der Terranische Resident ging dem Sprecher der Monochrom-Mutanten und seiner attraktiven Begleiterin einige Schritte entgegen, um sie zu begrüßen.

Als er ihnen die Hand entgegenstreckte, griff der ehemalige Fußballspieler zu und drückte sie kräftig. Ebenso die junge Frau, die sich mit leiser Stimme als Clayra Ruschkin vorstellte, flüchtig lächelte und dabei makellos weiße Zähne präsentierte.

Als auch die Ministerin für Mutantenfragen sie auf gleiche Weise willkommen heißen wollte, übersah Gause ihre Hand. Er nickte Moharion nur zu, markierte auf diese Weise deutliche Distanz zu ihr. Clayra Ruschkin verhielt sich nicht anders. Enttäuscht und verletzt zog sich Moharion Mawrey zu ihrem Sessel zurück.

Rhodan bot den Besuchern Platz an, und während er sich selbst setzte, sagte er: „Wir sind schon gespannt auf eure Forderungen. Ich hoffe, daß wir sie erfüllen können.“

„Ihr werdet es müssen“, versetzte Clayra Ruschkin nüchtern, wobei „sie trotzdem in gewinnender Weise lächelte.

Rhodan mochte sie trotz dieser Abwehr auf Anhieb. Sie machte einen zurückhaltenden, jedoch keineswegs schüchternen Eindruck.

„Nun gut, ich höre.“

„Die Monochrom-Mutanten werden nicht mehr in die Mutantenschulen zurückkehren“, eröffnete Falo Gause. „Die meisten Besucher von außerhalb wollen auch nicht mehr zu ihren Heimatwelten zurück. Sie haben sich entschlossen, auf der Erde zu bleiben.“

„Du sprichst für 35.000 Mutanten?“ Der Terranische Resident hegte leisen Zweifel an den Aussagen des ehemaligen Fußballspielers. „Und für weitere Zehntausende, die eventuell kommen werden?“

Falo Gause lächelte. „Ich verstehe dich. Natürlich konnte der Mutantenring in der kurzen Zeit seit gestern keine Umfrage veranstalten oder gar eine Abstimmung herbeiführen. Aber wir haben sehr viele Mutanten befragt, und wir haben Empathen, die in der Lage sind, die Grundstimmung der Monochrom-Mutanten zu erfassen und zu beurteilen.“

„Das ist fraglos richtig“, gab sich Rhodan mit dieser Auskunft zufrieden.

Die Aussage überzeugte ihn. Tatsächlich hatten Mutanten andere Möglichkeiten, sich ein Bild über Meinungen und Gefühle zu machen, als normale Menschen.

„Es heißt, daß die Wissenschaftler der LFT uns Mutanten Hoffnung machen können, daß doch alles anders kommt, als es zur Zeit aussieht“, sagte

Clayra Ruschkin. „Doch daran glauben wir nicht. Monos' Genetiker waren den zeitgenössischen Genetikern weit überlegen, und es ist nicht davon auszugehen, daß das ererbte Todesprogramm in den Monochrom-Mutanten zum Stillstand gebracht werden kann.“

„Jedenfalls nicht auf dem üblichen Weg“, fügte Falo Gause hinzu. „Falls es überhaupt eine Lösung für uns gibt, wird diese nicht von den Wissenschaftlern kommen, sondern aus uns Mutanten selbst heraus. Daher dürfen wir nicht länger versuchen, wie ganz normale Menschen zu leben, sondern müssen akzeptieren, daß wir andersartig sind. Wir müssen vor allem unsere vielseitigen Paragaben nutzen.“

„Das ist auch meine Ansicht“, stimmte Rhodan zu. Mit keinem Wort verriet er, welches umfangreiche Untersuchungs- und Forschungsprogramm er gestartet hatte, um weitere Zusammenhänge zu klären. Auch gegenüber Moharion Mawrey hatte er keinerlei Informationen darüber gegeben. „Was wollt ihr genau?“

„Wir wollen eine Gemeinschaft bilden, gemeinsam wohnen und leben, und sehen, ob aus unserer neuen Gruppe womöglich neue Fähigkeiten erwachsen, die uns zu überleben helfen“, antwortete Faló Gause. Er schlug die Augen nieder, schluckte trocken, bevor er weitersprach. „Das ist für uns alle nicht einfach, auch für mich nicht. Ich habe mit meiner Lebenspartnerin gesprochen; sogar ich muß zu ihr Distanz halten.“

Trotz der düsteren Aussagen machte Faló Gause auf Perry Rhodan und Moharion Mawrey keineswegs den Eindruck, als habe er bereits aufgegeben. Vielmehr unterstrich jede seiner Gesten, daß er bereit war zu kämpfen und daß er immer noch Hoffnungen hatte.

„Die Erkenntnis, daß wir bald sterben müssen, hat fast alle Mutanten schwer erschüttert.“ Faló sah die beiden Regierungsmitglieder an. „Es handelt sich um Kinder, um Jugendliche, um junge Erwachsene. Ihr ganzes Leben ist sinnlos geworden, besitzt keinen richtigen Sinn mehr. Niemand hat mehr einen Halt, wie das bisher vielleicht der Fall war. Das einzige, was bleibt, ist eine Gemeinschaft. Falls wir uns nicht selbst helfen können, wollen wir zumindest unter Menschen sterben, die einander verstehen können.“

„Das ist alles sehr verständlich.“ Rhodan blickte seine Besucher forschend an. „Wo ist aber nun eure Forderung?“ ^

„Wir wollen eine eigene Stadt für uns allein, eine Stadt, in der nur Monochrom-Mutanten leben, für sich selbst verantwortlich sind und sich ihre eigene Welt schaffen können“, antwortete Clayra Puschkin mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Bei 35.000 Menschen brauchen wir so etwas.“

„Wie stellst du dir das vor?“ fuhr Moharion Mawrey auf. „Wir können doch nicht eine ganze Stadt irgendwo aus dem Boden stampfen und für euch einrichten!“

„Wir haben uns über NATHAN und die einschlägigen Medien informiert“, berichtete Gause. „Und dabei haben wir erfahren, daß es eine Siedlung namens Mor Jueglo gibt. Sie befindet sich in den südamerikanischen Hochanden. Sie wurde dort nach dem Ende der Monos-Diktatur errichtet und notdürftig für Einwanderer vorbereitet - die allerdings niemals in dieser Region der Erde eingetroffen sind.“

„Seitdem steht Mor Jueglo verwaist und konserviert in den Bergen, eine Stadt, die mühelos alle Monochrom-Mutanten aufnehmen könnte“, fügte Clayra Puschkin hinzu. „Und genau diese Stadt beanspruchen wir für uns - mit einem entsprechend großen Landstreifen drum herum, der uns allzu Neugierige vom Leibe hält.“

„Es soll die Stadt der Mutanten werden“, erläuterte Gause. „Wir wollen dort in der Einöde eines Hochgebirgstals unser eigenes Leben führen, isoliert von allen Siedlungen der übrigen Menschheit.“

Clayra Puschkin nahm den Ball auf und spielte ihn weiter. „Wir werden dort keinerlei Aufsicht und keine Besucher zulassen. In Mor Jueglo wird es weder TARA-V-UHS noch Polizei geben. Wir werden für uns unsere eigenen Gesetze entwickeln.“

„Das kommt überhaupt nicht in Frage!“ verweigerte Moharion Mawrey ihre Zustimmung. „Erstens wollen wir nirgendwo auf der Erde eine Ghettoisierung von Minderheiten. Aus Gründen, die ich nicht im einzelnen aufzählen muß. Es muß eines genügen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Ghettos Gift für Gemeinwesen und Integration sind. Ich habe mich stets dafür eingesetzt, daß ihr jungen Mutanten ein gleichberechtigter Bestandteil der terranischen Gesellschaft werdet!“

Sie regte sich so auf, daß sich ihr Gesicht rötete. Ihre Haare schienen sich elektrisch aufzuladen und strahlten in alle Richtungen aus.

„Ihr seid Bürger der LFT“, fuhr sie mit bebender Stimme fort. „Und euch muß klar sein, daß die Liga Freier Terraner kein rechtsfreier Raum ist, in dem man sich seine eigenen Gesetze schaffen kann. Wer den Schutz der LFT genießt, hat sich auch ihren Gesetzen zu unterwerfen.“

Die beiden Monochrom-Mutanten ließen ihre Worte regungslos über sich ergehen. Sie blickten sich nur einige Male schweigend an, als wollten sie sich insgeheim abstimmen.

„Außerdem ist zu bedenken, daß es gilt, 35.000 Menschen in einem weit entlegenen Hochgebirgstal zu versorgen. Unter den gegebenen Umständen ein nicht gerade billiges Unterfangen, auf das es einen rechtlichen Anspruch ja wohl nicht geben kann.“ Moharion Mawrey beruhigte sich allmählich. „Ich schätze, daß die Mutanten in Mor Juego etwa dreimal so hohe Kosten verursachen werden wie hier in Terrania, wo sie in Mutantenschulen und den Kasernen der Raumakademie untergebracht werden können oder wo sie sich in eigenen Wohnungen einmieten und einer normalen Tätigkeit nachgehen.“

„Das könnte zutreffen“, stimmte Faló Gause kühl zu.

„Ein solches Ghetto ist einer verunsicherten und durch die Medien nicht gerade beruhigten Öffentlichkeit nicht zu vermitteln“, behauptete die Ministerin.

Perry Rhodan hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt schweigend verhalten. Er hatte hinter seinem Arbeitstisch gesessen und einfach nur zugehört, ohne durch eine Reaktion zu erkennen zu geben, was er dachte oder empfand. Er hatte gemerkt, daß Faló Gause und seine Begleiterin seine Blicke mehrfach gesucht hatten, war aber nicht darauf eingegangen.

Als Moharion Mawrey nun verstummte, blieb es für einige lange Sekunden still im Raum.

Dann brüskierte der Terranische Resident die Ministerin, wie er es angesichts ihres vorangegangenen Engagements kaum drastischer hätte tun können.

„Ich bin einverstanden“, sagte er zu Faló Gause und Clayra Ruschkin, ohne auch nur mit einer Silbe auf die Argumente der Ministerin einzugehen. „Ich werde gleich mit dem Ersten Terraner Maurenzi Curtiz sprechen und eine Ausnahmegenehmigung erwirken.“

Die beiden Mutanten standen erfreut auf. Clayra Ruschkin schenkte dem Aktivatorträger ihr strahlendes Lächeln. „Herzlichen Dank!“ rief sie.

Rhodan hob abwehrend beide Hände.

„Immer langsam“, ermahnte er sie. „Noch ist nichts entschieden. Die Ansiedlung der 35.000 in Mor Juego ist nicht das Problem. Die Stadt steht ja leer. Was wir benötigen, ist eine Anschubfinanzierung. Und da haben wir es mit Bürokraten zu tun. Die sind zuweilen etwas schwerfällig. Ich hoffe, ihr versteht, was ich meine.“

„Ich bin überzeugt davon, daß sich alles zu unserer Zufriedenheit entwickeln wird“, bedankte sich Faló Gause.

Moharion Mawrey saß in ihrem Sessel. Mit gesenktem Kopf blickte sie auf ihre Hände, die sich auf ihren Knien verkrampft hatten.

#### 4.

Lautlos und immer noch geschmeidig glitt der gelbe Schatten vorbei, verschwand hinter einer Gruppe von Bäumen, die sich unter dem häufigen Wind verkrüppelt hatten. Wenig später tauchte er neben einem halbkugelförmigen *Anathrophillum desideratum* auf, der mit seinem leuchtenden Rot den einzigen Farbflecken in der steppenartigen, von spärlichen Moosen, trockenem Gras und Geröll überzogenen Landschaft bildete.

Roman Alvarez drückte den Kolben seines Gewehrs an die Wange, zielte kurz und schoß. Der Puma sprang fauchend nahezu senkrecht in die Höhe, stürzte dann zu Boden und war nicht mehr zu sehen.

Der Alte fluchte mit einer Intensität und Leidenschaft, die ihn selbst überraschte, da seit Jahren schon nicht mehr so viele Worte auf einmal über seine Lippen gekommen waren, schon gar nicht solche.

Da der Graue, wie er diesen Puma wegen der ergrauten Haare um sein Maul herum nannte, ihn schon zweimal mit einem ähnlich Trick genarrt hatte, zog er sich vorsichtshalber zurück, bis er einen Wohncontainer im Rücken und vor sich ein freies Schußfeld von etwa fünfzig Metern hatte.

Der Puma wurde oft Berg- oder Silberlöwe genannt, war aber nicht mit Löwen, sondern mit Leoparden verwandt, denen er an Statur, Stärke und Jagdverhalten ähnelte. Alvarez hatte nicht die besten Erfahrungen mit ihm gemacht. Viele Jahre lebte er nun schon in dieser Einöde, allein und von niemandem belästigt, und der Puma war nie eine Gefahr für ihn gewesen. Doch nicht nur Alvarez, sondern auch der Graue war in die Jahre gekommen, und er war genauso wenig geschmeidig und schnell wie früher.

Der Alte hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, daß der Puma ,mit ihm in dem Hochgebirgstal lebte, und seinetwegen hatte er nie besondere Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Bis der Graue ihn eines Tages unmittelbar vor seinem Container angegriffen

hatte. Im letzten Moment war es ihm gelungen, sich vor der Bestie in Sicherheit zu bringen. Zugleich war ihm klargeworden, daß für sie nun die Zeit gekommen war, in der es ihr immer schwerer fiel, Beute zu machen, weil Geist und Körper nicht mehr rasch genug reagierten. Sie brauchte leichtere Beute. Zum Beispiel ihn.

Danach hatte er beschlossen, den Puma zu erschießen. Zweimal hatte er vorbeigezielt. Das erste Mal war der Graue geflüchtet, beim zweiten Mal hatte er getrickst, sich tot gestellt und ihn dann angegriffen.

Alvarez wartete eine volle Stunde. Dann ging er zu dem rot blühenden Busch, und schon aus mehreren Metern Entfernung sah er, daß er sich nicht mehr vor dem Grauen zu fürchten brauchte. Die Kugel war dem Puma mitten durch die Brust gefahren.

Als er sich gerade über das tote Tier beugte, schreckte ihn ein eigenartiges Geräusch auf. Er blickte hoch und entdeckte viele schwarze Punkte, die über die Gipfel der Kordilleren kamen. Verstört richtete er sich auf.

Dann wich er unwillkürlich einige Schritte zurück, als könne er das Unheil damit verhindern. Die Brust schnürte sich ihm zusammen, und zum erstenmal seit vielen Jahren wieder verspürte er einen ziehenden Schmerz in seinem linken Arm. Er zeigte ihm die Bedrohung für sein Herz an.

Die Punkte wurden zu großen Kästen. Je näher sie kamen, desto mächtiger erschienen sie ihm, und desto deutlicher wurde ihm klar, daß sie nicht vorbeifliegen, sondern hier - mitten in seinem Reich - landen würden. Er versuchte gar nicht erst, sie zu zählen. Es waren Hunderte.

Stöhnend preßte er seine Faust an die Brust, warf dem toten Puma einen kurzen Blick zu, und dann eilte er hinkend und stolpernd zu dem Wohncontainer, den er vor einigen Jahren bezogen und in dem er seitdem gelebt hatte.

Alvarez stand mitten in der wohl häßlichsten Stadt der Erde. Ihr Anblick rief Assoziationen an eine Barackensiedlung hervor. Rings um einen Kern von Gebäuden herum, die im Schnellverfahren aus Fertigelementen zusammengesetzt worden waren, gruppierten sich als konzentrische Kreise angeordnete, doppelstöckige Wohncontainer. Es gab so viele davon, daß die Stadt mehr als 50.000 Bewohnern ausreichend Platz geboten hätte.

Ramon Alvarez bewohnte nur einen der Container. Nachdem er die Stadt entdeckt hatte, war er eingezogen. Mit Hilfe von gleichgerichtetem Licht hatte er die Folien geöffnet, mit denen alle Gebäude von Mor Jueglo eingeschweißt worden waren.

Er erinnerte sich kaum an die ersten Tage, wohl aber daran, daß nicht an einem einzigen Tag der vielen, darauf folgenden Jahre ein Mensch in dem Hochgebirgstal aufgetaucht war. Er war allein gewesen. Hätte nicht immer mal wieder ein Gleiter das Gebiet in großer Höhe überflogen, hätte er annehmen können, allein auf der Welt und der letzte Mensch zu sein.

Die riesigen, schwarzen Blöcke erwiesen sich als Frachtcontainer, die auf Antigravplatten transportiert wurden. An Rande der Stadt - dort wo der Supermerkado stand - landeten sie, und aus einigen weiteren Containern strömten Menschen hervor.

Ramon Alvarez sank wie gelähmt auf den Stuhl, der, ausgebleichen und schon brüchig geworden, vor seinem Container stand. Namenloses Entsetzen packte ihn, denn er ahnte, daß seine letzten Tage in Mor Jueglo gekommen waren. Was auch immer man mit der Stadt vorhatte, er spielte ganz sicher keine Rolle in den Planungen, und ihn würde man wohl nicht dulden.

Dem alten Mann war, als habe man ihm den Boden unter den Füßen weggezogen. Er war hilflos und wußte nicht, was er tun sollte.

Plötzlich bemerkte er einen Schatten, und als er den Kopf hob, sah er einen jungen Mann vor sich. Er war etwas 1,90 Meter groß, schlank, fast hager, hatte einen unsteten Blick und ein trotzig vorgeschobenes Kinn. Der Alte hätte hören müssen, wie er kam. Doch das hatte er nicht. Niemand konnte sich ihm unbemerkt auf dem knirschenden Kies nahem, der überall lag. Und doch war dieser junge Mann da, und Alvarez hatte ihn erst bemerkt, als er unmittelbar vor ihm erschienen war.

Als ob er aus dem Nichts heraus gekommen sei!

Der Alte umklammerte sein Gewehr, richtete es jedoch nicht auf sein Gegenüber.

Grimmig entschlossen blickte er den Fremden an, und dann sagte er mit rauher, fast brechender Stimme: „Ich gehe hier nicht weg. Dies ist mein Zuhause. Seit vielen Jahren. Ich weiß nicht, seit wie vielen, aber das spielt keine Rolle.“

„Du hast hier nichts zu suchen.“ Der andere strich sich kurz über das Haar und stellte sich vor: „Ich bin Startac Schroeder, und so leid es mir tut, du kannst nicht bleiben.“

„Wieso nicht, zum Teufel?“ Der Alte deutete zu den Frachtcontainern hinüber. „Ihr seid nur wenige, und falls noch mehr kommen sollten, werden es ein paar Hundert sein. Na und? Da bleibt Platz genug für mich. Und ich werde immer noch allein sein.“

„Es werden fünfunddreißigtausend sein.“

„Mor Juego könnte fünfzigtausend aufnehmen, es bleiben also fünfzehntausend Plätze frei“, röchelte Alvarez. Wieder verspürte er einen stechenden Schmerz in der Brust.

„Es tut mir leid. Alter. Du hast drei Stunden, deine Sachen zu packen. Danach komme ich zurück und bringe dich, wohin du willst.“ Nach diesen Worten verschwand er.

Alvarez riß überrascht die Augen auf. Ihm war, als habe er ein Holo gesehen, das plötzlich ausgeknipst worden war. Und dann endlich begriff er, daß er es mit einem Teleporter zu tun gehabt hatte.

Er seufzte, sank müde in sich zusammen und machte keinerlei Anstalten, sich von seinem altersschwachen Stuhl zu erheben.

Die Stadt - seine Stadt - lag hoch in den Anden in einem abgelegenen Seitental des Altiplano-Hochlands, rund 150 Kilometer südwestlich von La Paz. Die nächste bewohnte Stadt war mehr als fünfzig Kilometer entfernt. Von dort war Ramon Alvarez irgendwann aufgebrochen, nachdem er sich entschlossen hatte, abseits der Zivilisation zu leben.

In den Jahren hatte er seine Stadt erforscht. Er wußte, daß sie spartanisch eingerichtet war und so gut wie nichts bot. Es gab nur eine einzige Straße, die zu ihr hinführte, und nur auf ihr war sie zu erreichen und wieder zu verlassen. Über die steil ansteigenden Wände der sie umgebenden Berge führte kein Weg. Die Verkehrsanbindung war also schlecht. Es gab nicht einmal eine Transmitterstation. Doch das spielte keine Rolle, da man jederzeit bequem mit Gleitern anreisen konnte.

Ansonsten verfügte Mor Juego über alles, was eine Stadt benötigte. Es waren alle Versorgungsleitungen ebenso vorhanden wie alle Entsorgungsanlagen, allerdings blieb alles weit hinter dem Komfort zurück, den andere Ansiedlungen boten. Es war lediglich die Grundausrüstung. Für ihn hatten sie vollkommen ausgereicht. Er verzweifelte jedoch, daß die jungen Leute mit diesem Komfort zufrieden waren.

Sie sind verwöhnt, dachte er für sich. Wo sie herkommen, sind sie etwas anderes gewohnt. Sie werden nicht damit zurecht kommen, oder sie werden meutern, so wie es heutzutage ist mit diesem verwöhnten Volk.

Als Mangel empfand selbst der Alte, daß es keine Druckleitung gab, über die Versorgungsgüter schnell und problemlos herangeschafft werden konnten. Sie hatte all die Jahre über keine Rolle gespielt, da der Markt am Rande von Mor Juego ohnehin geschlossen war und keine Waren benötigte. Da die Stadt nun aber bezogen wurde, fehlte eine solche Leitung.

Ramon Alvarez rutschte ein wenig nach vorn auf dem Stuhl und streckte die Beine aus. Den Hut aus Guanakoleder zog er sich tief in die Stirn. Er war gespannt, wie die neuen Siedler die Versorgungsschwierigkeiten überwinden wollten.

Gruppen von jungen Männern und Frauen gingen von Wohncontainer zu Wohncontainer und bestrahlten ihn mit gleichgerichtetem Licht. Der schützende Kunststoff löste sich auf; der sanfte Wind blies den entstehenden Staub davon.

Mehr und mehr Gleiter kamen an, landeten am Rande der Stadt und spuckten junge Männer, Frauen und viele Kinder aus, die meisten mit Gepäck beladen, alle voller Eifer und viele von geradezu hektischer Betriebsamkeit auf der Suche nach der ihnen zugewiesenen Unterkunft.

Ramon Alvarez beobachtete die jungen Menschen, und er hatte den Eindruck, daß viele unter der oberflächlichen Geschäftigkeit und der aufgesetzten Fröhlichkeit etwas zu verbergen hatten. Als er sich einige Männer und Frauen genauer vornahm und sie nicht aus den Augen ließ, vertiefte sich dieses Gefühl.

Sie haben Angst! wunderte er sich und fragte sich, warum das so war.

Eine Gruppe von munter scherzenden jungen Frauen bezog die Wohncontainer in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Sie bemerkten ihn, warfen ihm scheue und auch abweisende Blicke zu, und beachteten ihn nicht weiter. Lediglich eine der Frauen meinte, er solle aus der Stadt verschwinden.

Verblüfft verfolgte der alte Mann, wie eines der Gepäckstücke sich selbständig machte und in den oberen Container hinauf schwebte.

In diesem Moment erfaßte er die ganze Wahrheit.

Mor Jueglo erhielt ganz besondere Bewohner. Mutanten.

Unwillkürlich griff er sich an den Kopf und fragte sich, ob die Frauen alle seine Gedanken erfaßt hatten. In diesem Augenblick drehte sich eine der Frauen um, blickte ihn lachend an und klatschte ganz leicht in die Hände. Es war eine Geste der Anerkennung, und sie bestätigte ihm, daß seine Überlegung richtig war.

Der Teleporter, mit dem Alvarez zuerst gesprochen hatte, war also nicht der einzige, der über Para-Fähigkeiten verfügte. Alle hatten diese geistigen Kräfte.

Es kroch ihm kalt und unbehaglich über den Rücken herauf. Er nahm den Hut ab und kratzte sich den schon recht gelichteten Schädel. Mit dem Gedanken, wie ein offenes Buch vor den Mutanten zu stehen, konnte er sich nicht anfreunden.

Er wollte seine Überlegungen und seine Gefühle für sich allein haben. Eben deswegen war er in die Einöde gezogen. Doch nun nahm man ihm nicht nur seine Unterkunft, sondern auch seine ganz persönlichen Geheimnisse.

Sein Eremitendasein war zu Ende. Es half nichts, daß er sich dagegen stemmte. Er würde die Nähe der Mutanten nicht ertragen. Er mußte gehen, und jetzt wollte er auch.

Mit einem Aktionismus, der ihm geradezu lächerlich erschien, begannen viele der jungen Leute an den Häusern und in den Straßen zu arbeiten, um aufzuräumen und Ordnung zu schaffen. Wind und Wetter hatten ihre Spuren hinterlassen. Gräser und Büsche hatten sich angesiedelt, wo sie nun nicht mehr erwünscht waren, abgestorbenes Gestrüpp und Knochen von Guanakos, die der Puma gerissen hatten, lagen herum und mußten beseitigt werden.

Nur vereinzelt kamen Arbeitsroboter zum Einsatz. Alvarez verfolgte, daß einige junge Männer die Helfer sogar desaktivierten, weil sie von ihnen keine Hilfe wollten, sondern die Arbeit allein verrichteten.

Die Stunden verstrichen, und der Alte hatte sich noch immer nicht von der Stelle bewegt. Sein Gewehr lag quer auf seinen Oberschenkeln, und der Hut beschattete sein bärtiges Gesicht. Er streckte die Beine lang aus und saß vom auf der Kante des Stuhls. So schien es, als sei er eingeschlafen.

Ein blasser Mann löste sich aus dem Schatten eines Gebäudes und kam zu ihm. Leise knirschte der Kies unter den Sohlen seiner Stiefel. Er war blond, bewegte sich schnell und elastisch wie ein Sportler und schien voller Tatendrang zu sein.

Falten umrahmten seine Augenwinkel und seinen Mund. Sie kennzeichneten einen Menschen, der es gewohnt war, die Dinge auf die leichte Schulter zu nehmen und viele Fragen mit einer scherzhaften Bemerkung zu lösen, den die Realität jedoch irgendwann eingeholt und zu ernsthafterer Gangart veranlaßt hatte.

Alvarez blickte ihn unter der Hutkrempe hervor an. Auch jetzt regte er sich nicht.

„Du bist der Mann, der bald ins Rathaus da drüben einzieht und dann bestimmt, was in der Stadt geschieht“, sagte er leise, bevor der andere sich noch geäußert hatte.

„Man hat mich zum Sprecher der Mutanten gewählt“, bestätigte Falo Gause und nannte seinen Namen. „Ich hoffe, du machst es mir nicht allzu schwer.“

„So schwer wie nur eben möglich!“

Der Blonde ließ sich kurzerhand auf den Boden sinken. Er zog die Knie an die Brust heran und umklammerte sie mit beiden Armen.

„Ich kann dich verstehen, Alter“, versetzte er. „Dies ist dein Zuhause, und nun mußt du ziehen.“

„Muß ich?“

„Leider! Bevor wir die Genehmigung erhielten, hierherzuziehen, haben wir uns eine Satzung gegeben und beschlossen, daß sich jeder ohne Ausnahme daran halten muß.“

„Wer hat euch die Genehmigung erteilt?“

„Perry Rhodan. Er ist der Terranische Resident.“

„So - ist er das jetzt? Hm!“ Alvarez sprach teilnahmslos, so als ginge ihn alles gar nichts an.

„In unseren Satzungen steht, daß nur Mutanten in der Stadt leben und wohnen dürfen. Niemand sonst!“

„Ich würde euch überhaupt nicht stören.“

„Aber irgend jemand von den 35.000, die hier einziehen werden, könnte sich an dir stören. Ich kann für niemanden die Hand ins Feuer legen, und ich will nicht, daß es zu Streit kommt. Schon gar nicht gegen dich, Alter. Also sei vernünftig. Wir geben dir einen Gleiter. Such dir ein anderes Tal, in dem du dein Eremitendasein führen kannst! Wir geben dir alles mit, was du brauchst.“

„Und wenn ich nicht will?“

„Dann nimmt dich ein Teleporter, nimmt dich mit und setzt dich irgendwo in den Bergen ab.“

Alvarez richtete sich ächzend auf, schob den Hut in den Nacken und ließ den Kolben seines Gewehrs krachend auf den Boden fallen. Er fluchte minutenlang. Dann stellte er sich an einen Container und urinierte demonstrativ dagegen.

„Also gut!“ rief er dem Mutanten über die Schulter hinweg zu. „Ich verschwinde. Gebt mir einen kleinen Gleiter, Proviant für vier Wochen, Werkzeuge und noch ein paar Kleinigkeiten, die ich euch noch nennen werde. Je mehr ihr euch beeilt, desto früher bin ich weg.“

„Es tut mir leid, Alter“, verabschiedete Gause sich.

„Ein bißchen was fürs Herz brauche ich auch.“

„Wir packen dir entsprechende Medikamente ein.“

„Ach, Quatsch“, stöhnte Alvarez. „Wer will denn Medikamente! Gebt mir reichlich Vurguzz! Das ist das einzige, was ich vermisse. Aber nicht als Softie, sondern die verschärfte Sorte! Die für Männer.“

„Wir geben dir alles, was du willst!“ Falo Gause lachte gegen seinen Willen.

Ramon Alvarez grinste den Mutanten an. Der Alte hatte lange in der Einsamkeit gelebt, aber er hatte noch nicht vergessen, wie man Geschäfte machte. Er war zufrieden.

Clayra Ruschkin schüttelte freundlich lächelnd den Kopf. Sie stand in der Tür ihres Wohncontainers, der sich genau gegenüber dem Rathaus befand.

„Tut mir leid, Seyly“, sagte sie zu der jungen, vollschlanken Frau, die sich erschöpft auf ihr Gepäck gesetzt hatte. „Wenn ich freundlich zu dir war, so ist das meine Art. Aber das bedeutet noch lange nicht, daß ich mit dir in ein Haus zusammenziehen möchte.“

„Aber ich möchte meine Wohnung gern mit einer Frau teilen. Nicht mit einem Mann. Wenn du verstehst, was ich meine.“ Seyly wirkte ausgesprochen unglücklich.

„Tut mir leid“, wiederholte die Medikerin und fügte erklärend hinzu: „Es dauert bestimmt nicht mehr lange, bis ein Mann bei mir einzieht.“

Das half. Seyly, die sich hartnäckig an sie gehängt hatte, seit in Terrania entschieden worden war, daß die Mutanten ihre eigenen Stadt haben sollten, erhob sich enttäuscht, nahm ihr Gepäck und ging davon.

Clayra Ruschkin blieb eine Weile in der offenen Tür stehen und blickte zu den Bergen hinüber. Sie glaubte, Kraftlinien spüren zu können, die dort ihren Ursprung hatten, und sie fragte sich, ob sie mit dem Zeitbrunnen der Sieben Mächtigen zu tun hatten. Sie wußte, daß der Zeitbrunnen abgeschaltet worden war, nachdem Alaska Saedelaere dort auf der so gut wie menschenleeren Erde angekommen war.

Mit dem Abgang der Sieben Mächtigen war das Verbindungssystem der Zeitbrunnen deaktiviert worden, doch das war nicht sein Ende gewesen.

Lächelnd fuhr sich Clayra durch das Haar. Sie war überzeugt, daß es paranormale Restemissionen gab, und sie fragte sich, ob sie möglicherweise dafür verantwortlich waren, daß sich die Monochrom-Mutanten so rasch für Mor Juego entschieden hatten.

„Irgendwann“, sagte sie leise, „werde ich dorthin gehen und mir den Brunnen ansehen. Irgendwann – falls ich lange genug lebe.“

Sie schreckte aus ihren Gedanken auf, weil ein riesiger Condor dicht über die Dächer der Stadt hinweg strich. Staunend blickte sie in die Höhe. Einen derart großen Vogel hatte sie noch nie gesehen. Auf Sandrock, ihrem Heimatplaneten, gab es nur sehr kleine Vögel. So kam ihr der Condor geradezu monströs vor. Sie vernahm seine Schreie, und sie verstand sie als eine Art Begrüßung.

Die Mutantin hob die Hand und winkte zu ihm hoch.

„Keine Angst!“ rief sie. „Wir werden deine Heimat nicht zerstören!“

Clayra blickte auf das karge Land hinaus, ließ sich von den schneebedeckten Gipfeln der Berge beeindrucken und staunte über die Wild- und Schroffheit der Felshänge. Sie kamen ihr lebensfeindlich und abweisend vor.

Ihr Syntron sprach an. „Hallo, Clayra“, mahnte Falo Gause. „Verlier nicht zuviel Zeit! In zehn Minuten beginnt unsere erste Sitzung im Rathaus. Ich werde pünktlich beginnen.“

„Ich bin gleich da“, versprach sie. „Keine Sorge. Meine Pflichten habe ich nicht vergessen.“

Clayra richtete sich flüchtig in ihrem Wohncontainer ein, überlegte sich dabei, wie sie die Medostation organisieren sollte. Sie war die einzige Ärztin unter 35.000 Menschen; da sie sich in jungen Jahren als besonders intelligent und begabt erwiesen hatte, hatte sie eine besonders schnelle Ausbildung durchlaufen. Mit 28 Jahren gehörte sie unter den Monochrom-Mutanten zu den älteren. Als einzige Ärztin hätte sie bei einer anderen Bevölkerungsstruktur vor einer unlösbaren Aufgabe gestanden. In Mor Juego aber hatte sie es ausnahmslos mit jungen Menschen zu tun, von denen nur wenige krank waren – wenn gleich alle akut vom Tode bedroht waren – und von denen die meisten sich auch ganz gut von einem Medoroboter versorgen lassen konnten. Sie würde ihrer Aufgabe gerecht werden können.

Wenige Minuten vor Beginn der Sitzung verließ Clayra ihren Container und ging die paar Schritte zum Rathaus hinüber, ein an einem zentralen Platz gelegenes Containergebäude mit drei Stockwerken. Auf dem Dach war

die Satellitenanlage bereits installiert, die eine direkte Anbindung an das Netzwerk NATHANS garantierte. Als sie den Platz überquerte, sah sie, daß nach wie vor Gleiter mit Mutanten und Versorgungsmaterial ankamen.



Neugierig betrat sie das Innere des Gebäudes. Ein schmaler Gang führte zum Ratssaal. Er war kreisrund, hatte einen Durchmesser von zwanzig Metern. Noch war er absolut spartanisch mit Möbeln ausgestattet, verfügte jedoch über die notwendige Kommunikationstechnik nach innen und außen. Fast alle Plätze am Tisch waren bereits besetzt. Die Delegierten unterhielten sich angeregt über das, was ihnen beim Einzug in Mor Juego widerfahren war und was nun entschieden werden sollte.

Hegrim Mihori ließ sich ächzend auf ihr Gepäck sinken, atmete einige Male tief durch und war froh, da sie endlich allein war. Sie blickte zum Fenster hinaus auf eine breite Straße, auf der sich Hunderte von Monochrom-Mutanten tummelten. Einige Dutzend von ihnen hatten sich gegenseitig die Arme auf die Schultern gelegt, bildeten auf diese Weise einen großen Ring; sie tanzten und sangen ausgelassen. Sie lachten und feierten auf ihre Weise den Einzug in Mor Juego, als seien damit bereits alle Probleme gelöst.

Die sanfte Riesin trug dunkelbraune Kleidung, die an eine Nonnenkutte erinnerte und ihren Körper noch größer und massiver wirken ließ. Sie liebte diese Kleidung, weil sie bequem war, nirgendwo zwickte und sie nicht einengte.

Sie hätte gern an dem fröhlichen Treiben draußen teilgenommen, doch sie konnte nicht. Nach einiger Zeit raffte sie sich auf und ging zu dem Container hinüber, in dem ein junges Paar einen improvisierten Alkoholausschank eröffnet hatte. Vor dem Container drängten sich zahlreiche Mutanten, die den Getränken eifrig zusprachen. Bei ihnen war die Stimmung womöglich noch ausgelassener, wenngleich von anderer Art.

Hegrim Mihori hatte Durst. Sie wollte sich nicht betrinken, aber sie hatte sich in letzter Zeit bei Getränken auf Wasser beschränkt. Jetzt hatte sie Appetit auf ein kühles Bier, ein Getränk, das sie ohnehin liebte und das auf ihren Hüften bereits seine Spuren hinterlassen hatte.

Doch kaum war sie vor die Tür getreten, als eine junge, rothaarige Frau zu ihr kam und sie ansprach. „Hegrim, wir brauchen deine Hilfe“, sagte sie.

„Was kann ich für dich tun?“ erwiderte die sanfte Riesin ohne großes Interesse. Sie wollte entspannen, wollte mit sich allein sein und hatte keine Lust, für irgend jemanden dazusein.

„Das kann ich dir nur schwer erklären“, versetzte die Rothaarige. „Bitte, komm einfach mit. Es ist nicht weit.“

Lustlos gab Hegrim Mihori nach und folgte der jungen Frau, die sich als Vera vorstellte, etwa fünfzig Meter weit zu einem großen Wohncontainer. Im Inneren kauerten zwölf junge Männer und Frauen, von denen keiner älter als 22 Jahre war, auf ihren Gepäckstücken. In einer Ecke schliefen zwei etwa acht oder neun Jahre alte Kinder auf Ruhepolstern. Sie waren die einzigen, die einen ruhigen und entspannten Eindruck machten, während die älteren Mutanten geradezu erstarrt wirkten. Sie waren kreidebleich, einige zitterten, als ob sie fröhen, und alle blickten starr ins Leere. Der Lokvortherin waren nie zuvor Menschen begegnet, die ein derartiges Maß an Hoffnungslosigkeit erkennen ließen.

„Was ist mit ihnen?“ fragte sie.

„Sie haben sich aufgegeben. Sie werden mit dem Gedanken an einen nahen Tod nicht fertig.“

Die sanfte Riesin konnte sie verstehen, erging es ihr doch kaum anders. Normalerweise hätte jeder von ihnen eine Lebenserwartung von rund 200 Jahren gehabt. Jenseits der 200 kam irgendwann der natürliche Tod. Für einen zwanzigjährigen Menschen war dieses Ereignis so fern, daß er sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, selbst einmal so alt zu sein und dann vom Ende betroffen zu sein. Junge Menschen kamen sich unsterblich vor.

Für Menschen in ihrem Alter war der Tod noch nicht existent. Das Leben erschien übermächtig und voller schier unerschöpflicher Reserven, so daß der Gedanke an den Tod einfach nicht real werden wollte. Wurde der Gedanke aber dennoch erzwungen, allein durch die Tatsache, daß sie alle Monochrom-Mutanten waren, löste er einen schweren Schock mit unterschiedlichen Auswirkungen aus. Bei dieser Gruppe hatte er zur Apathie geführt.

Hegrim Mihori sah ein, daß sie helfen mußte. Sie ließ sich auf den Boden sinken und richtete ihre ganze Suggestionskraft auf die Männer und Frauen im Raum. Sie versuchte, ihnen Hoffnung zu machen und ihnen zu vermitteln, daß keineswegs alles verloren war. Sie durften nicht aufgeben, sondern mußten ihre ganze Kraft aufwenden, um nach einem Ausweg zu suchen.

Hegrim war die stärkste Suggestorin in Mor Juego, und es gelang ihr, zu den Angesprochenen durchzudringen und ihnen Mut zu machen. Sie erwachten allmählich aus ihrer Starre. Hier und da zeigte sich bereits ein scheues Lächeln.

„Ich komme später noch einmal zu euch“, versprach Hegrim Mihori. „Jetzt muß ich zur Ratssitzung. Sie warten bestimmt schon auf mich.“

Der alte Mann erschauerte. Er hatte das Gefühl, eine Geisterstadt verlassen zu haben, eine Stadt, die von Menschen bezogen worden war, die nur hierhergekommen waren, um in diesem einsamen Hochgebirgstal auf ihren Tod zu warten.

Ramon Alvarez bestieg den vollgepackten Gleiter, den man ihm zur Verfügung gestellt hatte, und ließ diesen sanft in die Höhe schweben. Er blickte auf die Straßen von Mor Juego hinab, beobachtete dabei, daß die neuen Siedler in vielen Teilen der Stadt ausgelassen tanzten. Viele hatten Musikinstrumente mitgebracht, spielten darauf und steigerten mit ihrer Hilfe die ausgelassene Stimmung.

Der alte Mann verfolgte die Szene, und ihm schien, als seien manche der lachenden Gesichter von tiefem Ernst geprägt. Der Widerspruch schien nicht zu der Szene zu passen, berührte ihn seltsam. Er erinnerte sich noch sehr gut an die Feste, die er in jungen Jahren gefeiert hatte. Sie waren anders gewesen in ihrer hemmungslosen und uneingeschränkten Fröhlichkeit.

Alvarez fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und lenkte den Gleiter sehr unzufrieden zur Stadt hinaus. .

Ein Schatten lag über Mor Juego, und er fand, daß die Stadt ihren Namen zu Recht trug. Was da unten stattfand, war ein Spiel des Todes. Mor Juego war - wie ihm schien - durch die Besiedlung nicht belebt, sondern endgültig zu einer sterbenden Stadt geworden. .

## 5.

Falo Gause begrüßte Clayra Ruschkin mit einem freundlichen Nicken und eröffnete die Sitzung: „Als erster Punkt auf der Tagesordnung steht der Name für unsere Stadt. Sie soll nicht länger Mor Juego heißen. Dieser Name erscheint uns allzu makaber im Angesichts dessen, was die Genetiker Monos' uns angetan haben. Vorgeschlagen wurde, sie Para-City zu nennen.“

„Dazu möchte ich etwas sagen“, meldete sich Mogan Barr. Er erhob sich, und allen fiel auf, wie blaß er auf einmal war. „Para-City ist ein guter und treffender Name, viel besser als Mor Juego, ein Name, der mir angst macht. Doch erst einmal etwas anderes. Koo Parkinson, der Mann mit dieser eigenartigen Puppe auf der Schulter. Er ist...“

Weiter kam er nicht. Mogan beugte sich nach vorn, stützte sich mit beiden Händen auf der Tischplatte ab, und noch während Clayra Puschkin zu ihm eilte, um ihm zu helfen, brach er zusammen. Es war, als habe der unsichtbare Arm des angesprochenen Parkinson nach ihm gegriffen und ihm den Mund verschlossen. Barr stürzte auf den Boden und blieb liegen. Sie kniete neben ihm nieder, prüfte seinen Puls und versuchte, ihn wiederzubeleben.

„Ihre müßt alle eure Energie auf ihn richten“, forderte sie die Hilfe der anderen. „Versucht, ihm zu helfen! Holt ihn ins Leben zurück!“

Sie konzentrierten sich, so gut sie konnten. Einigen gelang es, bei anderen aber saß der Schock über den plötzlichen Tod Barrs so tief, daß sie es nicht vermochten. Dennoch brachte die Gemeinschaft viel Para-Energie auf, und sie überschüttete Barr damit. Sie hüllte ihn schützend ein mit ihrer Energie und versuchte alles, ihn ins Leben zurückzuholen. Doch es half alles nichts. Das genetisch verankerte Todesprogramm war stärker.

Mogan Barr war nicht mehr zu retten, und es war kein Trost für die anderen, daß der Tod überraschend und ohne Vorzeichen gekommen und nicht mit einhergehenden Qualen verbunden gewesen war. Barr war schneller gestorben als alle Mutanten vor ihm, deren Fälle dokumentiert worden waren.

Tief betroffen blickten die Monochrom-Mutanten in der Runde einander an, und einige von ihnen fragten sich: Wer ist der nächste?

Andere schotteten sich ab. Sie weigerten sich zu akzeptieren, daß etwas geschehen war, was sie direkt betraf.

„Die Stadt macht ihrem Namen alle Ehre“, stellte Falo Gause bestürzt fest. „Wir sollten sie ab sofort in Para-City umbenennen. Schon Mogan zu Ehren.“

Keiner erhob Einspruch, und der Sprecher der Mutanten schloß die Sitzung, die unter diesen Umständen niemand weiterführen wollte.

Täglich landeten voll besetzte Busgleiter in Para-City. Falo Gause begrüßte jeden einzelnen Passagiere und übergab die Ankömmlinge dann seinen Helfern und Mitarbeitern, die ihnen Wohnquartiere zuwiesen und sie mit den ersten Schritten in der Stadt vertraut machten.

Erste kommunale Einrichtungen entstanden, Märkte wurden errichtet, und erste Grundlagen für eine Verwaltung und ein Bankenwesen wurden mit Hilfe syntronisch gesteuerter Einrichtungen gelegt. Viele Mutanten stürzten sich mit Feuereifer auf diese Tätigkeiten, ließen sich dabei nur zu gerne von Syntrons, aber höchst ungern von Nicht-Mutanten beraten.

Para-City atmete auf. Seit Tagen hatte es keine Toten mehr gegeben. Mogan Barr war der bisher einzige Monochrom-Mutant, der auf dem neu angelegten Friedhof der Stadt beigesetzt worden war. Nun glaubten mehr und mehr Bewohner, daß die Krise überstanden war. In mehreren Teilen der Stadt entstanden religiöse Zentren der verschiedensten Richtungen. Die Prediger verbreiteten die Überzeugung, daß den Monochrom-Mutanten eine Atempause vergönnt sei, in der sie nach einem Ausweg suchen konnten.

Nur zu gern glaubten die Männer, Frauen und Kinder diese Botschaft, wie sie sich überhaupt an alles klammerten, was ihnen Hoffnung gab. Doch Falo Gause spürte, daß eine tiefe Verunsicherung blieb. Fröhlichkeit und Optimismus traf die Bewohner der Stadt wie ein überraschender Sonnenstrahl aus einem dicht bewölkten Himmel. Kurz und vergänglich.

In Gesprächen mit anderen merkte der Sprecher der Mutanten schnell, daß er alles vermeiden mußte, was Widerspruch herausforderte und daß er ganz bestimmte Themen aussparen mußte, wenn es nicht zu aggressiven Reaktionen kommen sollte. So versuchte er, so behutsam wie nur irgend möglich mit allen umzugehen, mußte aber zugleich beobachten, daß andere weniger einfühlsam waren.

Immer wieder flackerte hier und dort Streit auf. Er machte deutlich, daß es unter der Oberfläche brodelte. Alle Menschen waren neu in der Stadt. Sie bildeten keine gewachsene Gemeinschaft, in der die Positionen der einzelnen feststanden, sondern sie stellten ein Konglomerat von Einzelpersonen dar, die einander nicht kannten, die nie zuvor zusammengelebt hatten und in der einer den anderen erst kennenlernen mußte.

Viele von ihnen waren ihr ganzes kurzes Leben lang Einzelgänger gewesen, teilweise sogar bedrängt von den Nicht-Mutanten; sie waren mißtrauisch und konnten sich ein normales Zusammenleben nicht mehr vorstellen.

Eine Rangordnung war bisher erst künstlich durch die Wahl der Ratsmitglieder herbeigeführt worden. Darüber hinaus aber mußten sich neue Strukturen erst herausbilden, weshalb es nicht verwunderlich war, daß es immer wieder heftige Auseinandersetzungen gab. Dabei hatte sich die Gemeinschaft strenge Vorschriften gegeben. Parafähigkeiten durften nicht aus niederen Motiven eingesetzt werden, und Streitereien durften auf keinen Fall mit paranormalen Mitteln ausgetragen werden.

Jeder aber durfte sich seiner besonderen Fähigkeiten bedienen, um zu üben, seine Mitmutanten zu unterstützen oder sich das Alltagsleben zu erleichtern. Da das Leben in Para-City - theoretisch zumindest - auf gegenseitiger Unterstützung beruhte, hatte jeder eine Fürsorgepflicht gegenüber anderen.

„Was für ein Wahnsinn!“, sagte ausgerechnet Mimannae Khilischott, eine Pyrokinetin, „daß Perry Rhodan die Gründung dieser Stadt zugelassen hat. So viele Mutanten auf einem Haufen, das kann gar nicht gutgehen. Hat sich denn niemand vorher darüber Gedanken gemacht, was es heißt, ein solch parapsychisches Potential auf engstem Raum zusammenzuführen? Fast möchte man glauben, Rhodan hat es absichtlich getan, damit es zu einer Explosion kommt, die uns alle verschlingt. Spürst du es nicht? Die ganze Stadt ist gleichsam elektrostatisch aufgeladen. Ein kleiner Anlaß - und es kracht.“

Die 1,74 Meter große Frau war in Luna-City geboren. Mit ihren langen, schwarzen Haaren, dem geschmeidigen Körper, der ständig zu tanzen und zu locken schien, den dunkelbraunen, vor Lebenslust funkelnden Augen und dem lebhaften Temperament entsprach sie dem klischeehaften Typ der rassigen Frau.

Falo Gause blickte sie enttäuscht an. Er wußte, daß sie Angst hatte. Viele hatten Angst. Doch ausgerechnet von ihr hatte er eine solche Aussage nicht erwartet.

Er schritt mit ihr durch die Straßen, um sich davon zu überzeugen, daß alle Neuankömmlinge gut untergebracht waren und es keine Probleme gab. Bisher waren etwa 35.000 Monochrom-Mutanten in Para-City eingetroffen. Von der ersten Minute an nahmen viele der jungen Männer und Frauen die Arbeiten mit einem Enthusiasmus in Angriff, der schon fast an neurotischen Aktionismus grenzte.

„Du weißt, daß Rhodan so einen Gedanken nicht verfolgt“, entgegnete Gause.

„Ja - natürlich“, gab Mimannae Khilischott zu. „Es war nur so ein Gedanke.“

„Du solltest so etwas nicht sagen“, ermahnte er sie. „Gerade du nicht, die den Ruf einer hervorragenden Analytikerin hat!“

„Du meinst, dafür sollte ich den Leuten lieber Feuer unter dem Hintern machen, damit sie noch mehr arbeiten und feiern? Das ist wohl nicht nötig!“

Falo Gause lachte. „Auch so etwas solltest du nicht sagen. Immerhin bist du Pyrokinetin, und einige könnten das allzu wörtlich nehmen!“

Sie stimmte in sein Lachen ein. Fröhlich und ohne jede Einschränkung. Der Todesgedanke schien sie nur kurz gestreift und dann wieder vollkommen verlassen zu haben, als sei er ihr nie gekommen. Pyrokinetik war eine Sonderform der Telekinese. So war die Mutantin in der Lage, bei fester Materie die Moleküle schlagartig in heftige Schwingungen zu versetzen, so daß es zu einer Selbstentzündung oder gar Explosion aufgrund der spontanen Hitzeentwicklung und Materialausdehnung kam.

Sie betraten das von Clayra Ruschkin eingerichtete Hospital, das etwas erhöht am Rande der Stadt lag. Falo Gause hatte seinen Besuch schon lange angekündigt, war bisher jedoch noch nicht dazu gekommen. Überrascht stellte er fest, daß alle Betten belegt waren.

Erfreut lächelnd kam ihm die dunkelhäutige Frau entgegen. Sie wirkte ein wenig schlanker als sonst. Ihre Arbeit forderte offenbar ihren Tribut. In ihren blitzenden Augen zeichnete sich aber noch immer Unternehmungslust

und Kampfgeist ab. Auch jetzt schmückte sie sich mit einer dünnen, goldenen Kette, die ihr über den Nacken hinweg von Ohr zu Ohr reichte.

Die Sandrockerin wies auf die Kranken, bot ihren Besuchern Platz an und sagte; „Wir benötigen dringend mehr Geld, Falo. Was ist mit Rhodan? Zahlt er nicht?“

„Die LFT ist so großzügig, wie sie nur sein kann“, sagte er. „Die Schuld liegt in diesem Fall bei mir. Ich ahnte ja nicht, daß wir so viele Kranke haben.“

Finanzmittel flössen derzeit aus diversen Fonds der Liga Freier Terraner. Zudem kamen immer noch Einnahmen in die Kassen, die von dem legendären Fußballspiel herrührten, das Falo Gauses

letzter Auftritt im Magellan-Stadion gewesen war. Zwar wurde das Spiel mittlerweile nur noch auf terranischen Hinterwäldler-Planeten oder gar auf Welten anderer humanoider Völker wie der Neutefroder gezeigt, aber jedesmal gab es etwas Geld, das dringend benötigt wurde.

„Genau 57 Patienten“, erläuterte die junge Medikerin. „Und obwohl ich hervorragende Medoroboter habe, die über das aktuelle medizinische Wissen verfügen, kann ich in keinem einzigen Fall eine wirklich zuverlässige Diagnose stellen. In fast allen Fällen kommt das Krankheitsbild dieser oder jener Krankheit nahe, ohne ihr jedoch ganz zu entsprechen. Um ehrlich zu sein - ich stehe vor einem Rätsel, und was noch schlimmer ist, ich weiß nicht, wie ich helfen soll.“

„Du brauchst also tatsächlich mehr Geld“, stellte Falo Gause fest. „Wieso?“

„Um die nötigen Medikamente beschaffen zu können“, antwortete Clayra Ruschkin. „Mit einigen Breitbandspezialitäten konnte ich eine Linderung oder sogar eine Besserung erreichen, aber mein Vorrat ist so gut wie aufgebraucht, und gerade diese Medikamente sind besonders teuer. Bisher habe ich sie aus eigener Tasche und den . Spenden anderer Mutanten bezahlt, aber meine Tasche ist nun leer. Ich brauche die Hilfe der Gemeinschaft.“

Falo Gause versicherte sich, daß die Medikerin ausreichend Helfer hatte, die für die Kranken sorgten. Dann forderte er sie auf, ihn zur kürzlich erst eingerichteten Syntron-Bank zu begleiten.

„Hast du Todesfälle gehabt?“ fragte Mimannae Khilischott.

„Bis jetzt noch nicht“, antwortete Clayra Ruschkin, „aber der Zustand mehrerer Patienten ist so kritisch, daß ich mir große Sorgen machen muß.“

„Verdammt!“ schimpfte sie, nachdem sie das Hospital verlassen hatten. Sie drehte sich um und blickte zu dem Gebäude zurück. „Wir müssen alles tun, um die Patienten zu retten. Das Hospital darf auf keinen Fall in den Ruf kommen, ein Sterbeheim zu sein. Nichts wäre schlimmer als das!“

Obwohl nun schon viele Tagen vergangen waren, hatte sich die Wut Henner Mushcots noch nicht gelegt. Nach wie vor erfüllte ihn brennender Haß gegen Koo Parkinson, Rune Karuga, Engel und Yonder K'rigan. Das Quartett ließ ihm keine Ruhe.

Im Trivideo verfolgte er die täglichen Berichte über den Exodus der Monochrom-Mutanten nach Mor Juego, das sich neuerdings Para-City nannte. Ihm war dadurch klar, daß er nicht lange suchen mußte, um die vier zu finden. Wie alle anderen Monochrom-Mutanten würden sie nach Südamerika fliegen, um sich in der Stadt in den Anden niederzulassen. Dort wollte er seine Rache vollziehen.

Er nahm einige Tage Urlaub, setzte sich in den Abendstunden in seinen Privatgleiter, programmierte ihn auf das Ziel, stieg ein und legte sich auf die weichen Polster. Seine Hochgeschwindigkeits-Präzisionswaffe lag neben ihm. Er hatte sie einige Male überprüft, bis er ganz sicher war, daß sie ihn im entscheidenden Moment nicht im Stich lassen würde.

Schon wenige Minuten nach dem Start schlief er ein.

Mushcot wachte erst wieder auf, als der Gleiter über den schneebedeckten Gipfeln der Anden schwebte. Ein scharfer Wind pfiff über die Berge und ließ den Schnee aufwirbeln.

Er wußte, in welcher Gegend er sein Ziel zu suchen hatte, und steuerte es an. Er hoffte, die Frachtengleiter zu sehen, die in ständigem Fluß zu der Mutantenstadt flogen, wurde jedoch enttäuscht. Nur wenige Gleiter bewegten sich über den Anden, und es waren alles kleine Maschinen.

Irgendwann an diesem Tage entdeckte er in einem Hochgebirgstal eine Maschine, die an einem See gelandet war. Ein alt aussehender Mann war dabei, Vorräte auspacken. Offensichtlich hatte er vor, sich in der Einsamkeit einzurichten.

Mushcot lenkte seinen Gleiter zu ihm hin und landete nur wenige Meter von ihm entfernt. Als er ausstieg, hielt der andere ein altertümliches Gewehr in den Händen. Unter der Krempe seines Lederhuts funkelten dunkle Augen, die nicht so recht zu dem alten Gesicht passen wollten.

Henner Mushcot setzte ein freundliches Lächeln auf.

„Ich möchte nicht stören“, sagte er. „Ich bin auf der Suche nach Para-City, und ich hoffe, du könntest mir sagen, wo das ist. Die Stadt muß hier irgendwo in der Nähe sein.“

„Richtig“, bestätigte der Alte und tippte sich kurz an die Hutkrempe. Dann zeigte er nach Norden und machte ihm klar, daß sein Ziel schon hinter der nächsten Bergkette zu suchen war.

Mushcot bedankte sich, und während er wieder in den Gleiter stieg, sah er sich kurz um. Der Alte hatte fraglos vor, sich in der Einöde niederzulassen. Alles, was er ausgepackt hatte, deutete darauf hin.

Für den Beamten aus Terrania City war der Einsiedler geistig nicht ganz in Ordnung. Was konnte diese Berglandschaft schon bieten? Wer hier oben leben wollte, abseits von der Zivilisation, mußte geistig beschädigt sein.

Mushcot stieg auf und lenkte die Maschine zu der bezeichneten Bergkette hin. Als er die schroffen Gipfel überflog, sah er Para-City bereits vor sich liegen. Er zog sich wieder etwas zurück und landete in einer felsigen Senke. Von hier aus konnte er sowohl in das Tal blicken, in dem die Stadt der Mutanten lag, wie auch in jenes, in dem Ramon Alvarez sich eine neue Heimat suchte.

Er nahm sein Präzisionsgewehr, stieg aus, baute ein Stativ auf, klemmte die Waffe darauf fest und schaltete die Teleoptik ein. Über dem Lauf des Gewehrs erschien ein Holo-Würfel mit einer Kantenlänge von etwa zwanzig Zentimetern. Er brauchte lange Minuten, um die Zieleinrichtung richtig einzustellen.

Dann nutzte Mushcot den Zoom, um langsam an das angepeilte Ziel heranzufahren, bis er Ramon Alvarez groß vor sich sah. Die syntronische Aussteuerung sorgte dafür, daß er ein absolut stabiles und ruhiges Bild hatte.

Im Fadenkreuz konnte er den Kopf des Alten sehen, der etwa acht Kilometer von ihm entfernt war und nicht ahnen konnte, daß die Waffe auf ihn gerichtet war.

Henner Mushcot zog langsam durch.

Das Hochgeschwindigkeitsgewehr bebte nur leicht in seiner Hand, und ein leiser Knall ertönte, als das Geschoß aus dem Lauf raste. Sekundenbruchteile später sah er es im Holo aufblitzen - genau über dem Nacken des Alten.

Mushcot stutzte. Er fuhr die Optik ein wenig zurück, so daß er das Lager des Alten überblicken konnte.

Der Einsiedler war nicht tot. Er war noch nicht einmal getroffen worden. Er arbeitete ruhig weiter und schien nichts bemerkt zu haben. Das Geschoß war unmittelbar vor ihm an einem unsichtbaren Hindernis gescheitert. In einem Blitz hatte es seine gesamte Energie freigegeben.

Endlich begriff Mushcot. Er legte Waffe und Stativ in den Gleiter zurück.

Der Alte hatte ein Zelt aus Formenergie aufgebaut und sich somit mit einer unsichtbaren Energiewand umgeben. An ihr war das Geschoß abgeprallt.

„Na schön“, sagte der Beamte. „Ist vielleicht besser so. Jedenfalls weiß ich jetzt, daß ich aus dieser Entfernung treffen kann.“

Er ließ den Gleiter ein wenig näher an Para-City heranrücken, baute die Waffe erneut auf, und dann beobachtete er mit Hilfe der Zieloptik das Geschehen in der Stadt der Mutanten. Er faßte sich in Geduld. Früher oder später würden Parkinson und seine Freunde auftauchen, und dann würde er zuschlagen.

In Para-City gab es keine Wand aus Formenergie, die sie schützen konnte.

In den Straßen der Stadt herrschte buntes Treiben. Falo Gause sah viele bekannte Gesichter, während er zum Hospital hastete. Immer wieder stieß er auf Menschen, die unbedingt mit ihm reden wollten. Er wimmelte sie alle unter fadenscheinigen Gründen ab.

Clayra Ruschkin hatte Alarm geschlagen, und das allein zählte.

Als die junge Medikerin ihn über Syntron gerufen hatte, war sie äußerst kurz angebunden gewesen und hatte mit keinem Wort angedeutet, was passiert war. Sie war zu beschäftigt gewesen, um lange

reden zu können, aber ihr Gesichtsausdruck hatte ihm verraten, daß im Hospital etwas Schlimmes geschehen sein mußte.

Falo fühlte, wie das Herz ihm in der Brust hämmerte. Obwohl ein kühler Wind durch die Straßen pfiff, brach ihm der Schweiß aus.

Neben dem Hospital waren junge Männer und Frauen dabei, ihre Wohncontainer zu verschönern und mit Holz zu Verschaln. Irritiert stellten sie die Arbeit ein, als sie ihn beobachteten, wie er zu Clayra Ruschkin eilte. Neugierig kamen einige von ihnen heran.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, blieb Falo Gause einen Moment stehen. Eine warme, unangenehm riechende Luft schlug ihm entgegen. Sie vermittelte den Eindruck von Krankheit und Tod. Eine Stille herrschte in den Räumen der Patienten, die er als unnatürlich empfand.

Müde löste sich Clayra Ruschkin vom Bett eines Kranken. Sie kam zu ihm, und ihm fiel auf, wie trübe ihre Augen waren, die sonst so unternehmungslustig funkelten.

„Sieben Tote!“ berichtete sie mit tonloser Stimme. „Alle sind innerhalb der letzten Stunde gestorben, und keinem von ihnen konnte ich helfen. Nicht einmal den beiden Kindern.“

Die Medikerin blickte ihn an, und Tränen stiegen ihr in die Augen.

„Kinder!“ sagte sie anklagend. „Zehn Jahre alt das eine, acht das andere. So jung ist noch kein mir bekannter Monochrom-Mutant gestorben. Und ich konnte nichts, gar nichts tun.“

Die Ärztin schlug die Hände vor die Augen, und ihre Schultern zuckten. Er legte die Arme behutsam an sie und zog sie tröstend an sich.

„Es tut mir leid, Clayra“, entgegnete er. „Ich wünschte, ich wüßte eine Antwort. Aber ich weiß keine. Ich habe versucht, Gruppen zu bilden, die sich mit dem Problem befassen und eine Lösung suchen sollen. Ich möchte die parapsychischen Mittel mobilisieren, weil ich davon überzeugt bin, daß wir uns mit ihrer Hilfe retten können.“

Sie löste sich von ihm. „Und?“

„Bisher hat keine der Gruppen die Arbeit auch nur aufgenommen. Die Leute beschäftigen sich damit, allen Unrat wegzuräumen und vor der Stadt zu verbrennen, ihre eigenen Positionen innerhalb unserer Gesellschaft aufzubauen, Geschäfte einzurichten und ihre Häuser zu verschönern. Das sind alles durchaus wichtige Dinge, aber sie stellen sich nicht dem Problem, das uns allen auf den Nägeln brennt.“

„Sie haben Angst vor der Enttäuschung, Angst vor der endgültigen Antwort“, vermutete sie.

Dann führte sie ihn von Bett zu Bett, von Toten zu Toten.

Erschüttert blieb der Sprecher der Mutanten vor den Kindern stehen. Falo Gause rief über Syntron Roboter herbei und erteilte ihnen den Auftrag, die Leichen in spezielle Kunststoffbahnen einzuschweißen und dann zur Bestattung auf den Friedhof zu bringen.

Clayra Ruschkin wandte sich anderen Kranken zu, die dringend ihrer Hilfe bedurften. Sie sah erschöpft aus, und Falo Gause erkannte, daß sie hoffnungslos überfordert war. Als einzige Ärztin der Stadt konnte sie die Arbeit gar nicht schaffen. Er fürchtete, daß sie sich vorzeitig aufrieb und daß Para-City dann gänzlich ohne Mediker da stand. Er beschloß, nach einer Unterstützung für sie zu suchen und - wenn es gar nicht anders ging - einen zweiten Mediker in die Stadt zu holen, auch wenn dies kein Mutant sein sollte.

Während er noch überlegte, wie er weiter vorgehen sollte, wurde es vor dem Hospital laut. Er vernahm erregte Stimmen und vereinzelte Schreie. Es schien, als bahne sich ein Aufruhr an. Er entschuldigte sich und lief nach draußen, um für Ruhe zu sorgen.

Eine junge, dunkelhaarige Frau stand mitten in der Menge und schlug schreiend um sich. Einige Männer versuchten sie zu beruhigen und griffen nach ihren Armen. Doch dann schien es, als seien sie von einer unsichtbaren Faust getroffen worden. Sie brachen mit seltsamen Verrenkungen zusammen und blieben bewußtlos auf dem Boden liegen.

„Hör auf damit!“ befahl Falo Gause und ging entschlossen auf die Frau zu.

Falo ahnte, was geschah. Er vermutete, daß sie die Fähigkeit hatte, in das Nervensystem anderer Menschen einzugreifen, und genau das tat sie. Ihre weit aufgerissenen Augen ließen erkennen, daß sie sich in Panik befand und keine Kontrolle mehr über sich hatte.

Als sie nicht aufhörte zu schreien, schlug er ihr die flache Hand ins Gesicht. Es klatschte vernehmlich. Der Sprecher verabscheute Gewalt, doch in diesem Fall sah er keine andere Möglichkeit, dem Spuk ein Ende zu bereiten, und er hatte recht. Die Frau ließ die erhobenen Arme fallen, ihr Gesicht entspannte sich, und es schien, als wache sie aus einem tiefen Schlaf auf. Verwirrt blickte sie um sich. Sie schien nicht zu wissen, wo sie war.

Falo Gause legte den Arm um sie. „Beruhige dich“, bat er. „Es ist ja alles in Ordnung.“

„Nein, das ist es nicht!“ schluchzte sie.

Flammen tanzten fauchend über das flache Dach eines Wohncontainers hinweg. Erschrocken schrien die Mutanten in der Nähe auf, und viele flüchteten in heilloser Angst, wohin sich gerade eine Gelegenheit bot.

„Hört auf damit“, schrie Falo Gause zornig. „Hört endlich auf damit. Ihr schadet euch nur selbst!“

Doch die Szene beruhigte sich nicht. Es schien, als habe ein Mutant den anderen in seiner Panik angesteckt. Nun wurden verschiedene parapsychische Kräfte frei. Eine Frau schwebte in die Höhe. Sie schrie und schlug in ihrer Verzweiflung um sich, weil es gegen ihren Willen geschah. Über dem brennenden Wohncontainer erschien Wasser in unterschiedlich großen Mengen und stürzte herab. Es reichte jedoch nicht aus, um die Flammen zu löschen.

Krachend öffnete sich ein breiter Riß in einem anderen Wohngebäude, das in mühevoller Arbeit verschalt und verschönt worden war. Holzleisten platzten splitternd auseinander, und nadelscharfe Geschosse überschütteten die Menschen, die sich noch immer in der Nähe aufhielten. Auch Falo Gause wurde getroffen. Ein langer Splitter bohrte sich ihm quer durch den Unterarm und fing dann an seinen herausstehenden Enden an zu brennen. Fluchend riß er das Holz heraus, und dabei schrie er ganz gegen seinen Willen seine Pein hinaus.

Er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Irgend etwas hielt ihn fest. Und dann schlug es wie von einer unsichtbaren Faust gegen seine Beine und schleuderte ihn zu Boden.

## 6.

Im Licht der untergehenden Sonne sah Moharion Mawrey alt und häßlich aus. Das Haar stand ihr in alle Richtungen vom Kopf, als ob es unter Strom stünde. Herbe Falten prägten ihr Gesicht, und der Buckel vertiefte den Eindruck, daß sie sich unmittelbar vor dem Zusammenbruch befand, vornüber gebeugt von der Last der Enttäuschungen, aber auch der Schuld. Sie trug eine Kombination aus weiter Jacke und Hose, deren Stoff alle Augenblicke seine Farbe wechselte, je nachdem wie das Licht der am Horizont versinkenden Sonne auf sie fiel.

„Wie du dir denken kannst, habe ich mich nicht allein auf das verlassen, was ich von dir erfahren habe“, sagte Perry Rhodan, der in einem breiten Sessel am Fenster saß und nach Westen in die Sonne blickte. Er zeigte auf einen freien Sessel neben sich und forderte sie damit auf, darin Platz zu nehmen.

Die Residenz-Ministerin schüttelte verbittert den Kopf, trat ein paar Schritte vor, bis sie beinahe das Glaswand berührte, die den Raum begrenzte, und stützte sich mit einer Hand am Fenster ab. Nur einmal kurz spähte sie nach unten auf die tief unter ihnen liegende Stadt Terrania City hinab, in der längst die Lichter angegangen waren, da die Sonnenstrahlen sie nicht mehr erreichten.

„Ich habe die gestorbenen Monochrom-Mutanten untersuchen lassen, und alle beteiligten wissenschaftlichen Institute sind zu dem gleichen Ergebnis gekommen“, sagte Rhodan. „Es ist richtig, daß die Mutanten sterben müssen. Ein Irrtum liegt auf keinen Fall vor. Ebenso ist sicher, daß keiner unserer Wissenschaftler in der Lage ist, den genetischen Defekt zu beheben, den die Helfer Monos' eingebaut haben. Damit geht sein teuflisches Spiel mit tödlicher Sicherheit auf.“

„Auch die anderen Informationen sind richtig?“ fragte sie zaghaft. Ihre Stimme war tief und rau, so als ob sich eine schwere Erkältung bei ihr anbahne.



„Leider - ja“, bestätigte er, und nun sah er sie durchdringend an. Sie versuchte, in seinem Gesicht zu lesen, doch gelang es ihr nicht, irgendwelche Schlüsse auf seine Gedanken und Gefühle zu ziehen. „Ich kann noch immer nicht verstehen, daß du mir diese Informationen vorenthalten hast, daß ich sie von einem Arzt erfahren mußte.“

Sie antwortete nicht und wich seinen Blicken aus. „Ich bin gekommen, um meinen Rücktritt als Ministerin für Mutantenfragen einzureichen“, begann Moharion Mawrey nach einiger Zeit, in der nur ihr leicht röchelnder Atem zu hören gewesen war.

„Abgelehnt“, erwiderte Rhodan, ohne weitere Worte zuzulassen.

„Die Mutantenstadt wurde, gegen meinen Willen errichtet“, erinnerte sie ihn an eine Entscheidung, die ihrer Ansicht nach in ihrer Kompetenz gelegen hätte. .

„Das war die einzige Möglichkeit“, behauptete Rhodan. „Die Mutanten müssen die Lösung für ihre Probleme selbst finden. Nach meinen Informationen haben sie allerdings noch nicht einmal begonnen, darüber nachzudenken.“

„Welche Aufgabe bleibt mir denn noch?“ Die Ministerin preßte die Lippen verärgert zusammen. „Die jungen Mutanten haben jegliches Vertrauen in mich verloren. Niemand bringt mir noch den nötigen Respekt entgegen, nachdem du mich mehrfach vor ihnen bloßgestellt hast.“

„Mir blieb nichts anderes übrig, nachdem du eine Reihe von falschen Entscheidungen getroffen hast“, gab er mit einer brutalen Offenheit zurück, wie sie unter Regierungsmitgliedern nicht üblich war.

Die Ministerin blickte den Aktivatorträger erschrocken an, und dann entdeckte sie etwas in seinen Augen, das sie erschütterte. Es war eine gewisse Verlorenheit. Perry Rhodan schien sie nicht wahrzunehmen. Seine Augen wirkten größer und dunkler als sonst, und in ihnen schien sich die ganze Tiefe der Universums zu spiegeln.

Der Terranische Resident beschäftigte sich mit ganz anderen Gedanken als mit jenen, die er aussprach. Er schien eine gesplante Persönlichkeit zu sein, die auf der einen Seite mechanisch und ohne Gefühl das geschäftsmäßig Notwendige sagte und die auf der anderen Seite in einen tiefen Abgrund abgeglitten zu sein schien.

Moharion Mawrey verstand ihn nicht, und sie begann sich vor Rhodan geradezu zu fürchten. Jetzt wollte sie das Gespräch so schnell wie möglich beenden und den Raum verlassen.

„Was erwartest du unter den gegebenen Umständen von mir?“ fragte sie. „Was kann ich tun? Was soll ich tun? Ich muß zugeben, daß ich die Orientierung verloren habe.“

„Du könntest dich beispielsweise in aller Form für das entschuldigen, was du getan hast“, schlug er kühl vor. „Du hast dich falsch verhalten, und dafür hast du geradezustehen. Bisher aber habe ich noch nicht von dir gehört, daß du alles tun wirst, was in deiner Macht steht, um den angerichteten Schaden wiedergutzumachen.“

Jetzt konnte auch Falo Gause sich kaum noch beherrschen. Er verlor die Übersicht und geriet in Panik. Einer der Monochrom-Mutanten griff unkontrolliert nach ihm, so daß er zum Spielball der parapsychischen Kräfte geworden war.

Er versuchte, auf die Beine zu kommen, doch das gelang ihm nicht. Die Füße rutschten unter ihm weg, und während er sich vergeblich über eine Kontrolle über sich selbst bemühte, sah er, daß die Dächer der Container brannten und eine in Panik geratene Menschenmenge auf ihn zustürmte. Hinter ihr schossen explosionsartig Staubwolken in die Höhe, und aus einem wolkenlos blauen Himmel stürzten faustgroße Eisbrocken herab.

„Hört endlich auf!“ brüllte der Sprecher der Mutanten. „Schluß mit dem Unsinn! Seht ihr nicht, was ihr anrichtet?“

Seine Stimme erreichte diejenigen Monochrom-Mutanten nicht, die das Chaos anrichteten. Sie waren nicht mehr Herr ihrer selbst und lebten ihre Ängste aus, wobei sie hemmungslos ihre parapsychischen Kräfte frei werden ließen.

Plötzlich fegte eine eisige Windböe durch die Straße. Ein Vorhang schien zu zerreißen, und dann wurde es still. Faló Gause sprang auf, doch dann wich er nicht von der Stelle. Ihm war, als gleite ein Schatten über Para-City hinweg. Die Menschen rannten nicht mehr wie zuvor in Panik weiter, sondern verharrten auf der Stelle. Niemand sprach. Das Feuer auf den Dächern der Containern erlosch. Es sprangen keine Staubfontänen mehr in die Höhe, und von Hagel war auch nichts mehr zu sehen.

Faló Gause fror. Er rieb sich die Hände aneinander, um sie zu wärmen, doch damit änderte er nichts. Er spürte, wie auch sein Rücken kalt wurde, und wie er sich mehr und mehr verkrampfte.

Clayra Ruschkin kam aus ihrem Hospital heraus, blieb jedoch an der Eingangstür stehen. Sie hatte die Hände halb erhoben und ließ sie nun sinken, bis die Arme schlaff an ihren Seiten hingen. Der Sprecher der Mutanten suchte ihre Blicke, doch sie sah ihn nicht.

Verstört drehte Faló Gause sich um sich selbst.

Was war geschehen? Was hatte das Chaos so überraschend beendet?

Er neigte den Kopf leicht zur Seite und horchte. Deutlich vernahm er Schritte. Sohlen knirschten auf dem Kies einer Nebenstraße. Jemand kam heran.

Gause schluckte mühsam, und unwillkürlich fuhr er sich mit der Hand über den Mund. Die Szene kam ihm unwirklich vor, so als ob er träume, oder als ob er durch seine Augen in eine andere Dimension blicke, in eine Welt, die eigentlich mit ihm gar nichts zu tun hatte.

Er war versucht, einige Schritte zur Seite zu gehen, um in die Nebenstraße hineinzusehen und sich davon zu überzeugen, daß wirklich jemand von dort kam. Doch es gelang ihm seltsamerweise nicht, sich von der Stelle zu rühren. Noch immer schien ein parapsychischer Bann auf ihm zu lasten.

Der ehemalige Fußballer atmete schnell und nach, und er fühlte, wie die kalte Luft ihm in den Rachen biß.

Eine schier endlose Zeit schien vergangen zu sein, bis der Mann sich endlich zeigte, dessen Schritte er und alle anderen Monochrom-Mutanten gehört hatten.

Er war groß, hatte fettige, lange Haare, trug einen weißen, leicht gemaserten Pelzmantel und dazu eine Puppe auf der Schulter, die ständig mit dem Kopf wackelte. Ihm folgten zwei andere, ihm nur zu gut bekannte Männer und eine Frau, die aussah wie ein Engel, die auch so hieß, aber ganz sicher nicht das geringste mit den himmlischen Wesen gemein hatte.

Koo Parkinson!

Spöttisch lächelnd kam er heran, bis er so dicht vor Faló Gause stand, daß sie sich beinahe berührten.

„Du brauchst Hilfe, wie?“ fragte er leise und belustigt. „Nicht einmal so ein kleines Chaos kannst du beheben. Wie soll das erst werden, wenn es ernst wird?“

Parkinson trat zur Seite und lachte lautlos, wobei Lucky noch viel heftiger als zuvor mit dem Kopf wackelte. Dann ging er weiter und seine drei Getreuen folgten ihm. Sie verschwanden in einem Container, der als Gaststätte hergerichtet worden war.

„Der Zwischenfall hat uns allzu deutlich vor Augen geführt, was passieren kann“, sagte Faló Gause in der Ratssitzung, die etwa zwei Stunden nach dem überraschenden Auftauchen Parkinsons und seiner Gruppe anberaumt worden war. „Ich gebe zu, daß ich keine besonders rühmliche Rolle gespielt habe, aber das konnte wohl niemand von mir erwarten. Nachdem wir bis dahin absolut friedlich zusammengelebt haben, war ich nicht darauf vorbereitet, direkt angegriffen zu werden.“

„Wissen wir inzwischen, welche Mutanten für den Zwischenfall verantwortlich sind?“ fragte Simjavoc Ronin, ein starker Suggestor. Der blonde Hüne erfreute sich im Kreise der Ratsmitglieder großer Sympathien. Vor allem gefiel den Para-Räten - wie sich manche mittlerweile nannten - sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn.

„Wir kennen einige Namen“, erwiderte Gause. „Und um deiner Frage zuvorzukommen: Absolut sicher ist, daß die parapsychischen Angriffe bereits lange vor dem Eintreffen Parkinsons bei uns begannen. Bei den betroffenen Mutanten hatte sich schon Stunden vorher eine Unruhe gezeigt, die

sich mehr und mehr steigerte, bis sie schließlich nicht mehr zu kontrollieren war und zu den bekannten Ausbrüchen führte.“

„Wir könnten Parkinson und seinen Clan aus der Stadt verweisen, wenn wir ihn als Unruhestifter brandmarken könnten“, bemerkte Clayra Puschkin. „Der Mann ist gefährlich. Er hat bei uns nichts zu suchen. Ich bin sicher, daß er die friedliche Atmosphäre zerstören wird.“

„Auf einen bloßen Verdacht hin können wir ihn nicht vertreiben“, stellte Ronin ruhig fest. „Wir wollen doch die Nerven behalten. Wenn wir auch noch durchdrehen und blind um uns schlagen, entgleitet Para-City unserer Kontrolle.“

Sie waren sich einig darin, daß er recht hatte, zugleich aber war auch allen klar, daß die Stadt eine Art von Sicherheitsdienst benötigte.

„Gut ist ja, daß Parkinson in diesem Fall eingegriffen hat“, argumentierte Faló Gause. „Denn was wäre wohl passiert, wenn er es nicht getan hätte? Möglicherweise hätte sich ein parapsychischer Flächenbrand entwickelt, dem wir alle zum Opfer gefallen wären. Deshalb schlage ich vor, daß Sim einen Sicherheitsdienst aufbaut.“

Er bat um Abstimmung. Tatsächlich waren alle dafür, daß Simjavoc Ronin zum Sicherheitschef von Para-City ernannt und zugleich befugt war, Mitarbeiter für diesen Polizeidienst anzuwerben. Zunächst wurden ihm achtzehn Hilfskräfte genehmigt, die in drei Schichten von jeweils sechs Männern oder Frauen rund um die Uhr für Sicherheit sorgen sollten. In Frage kamen nur psychisch stabile, starke Mutanten, die über das nötige Durchsetzungsvermögen verfügten.

Ronin war einverstanden. Er zog sich vorübergehend aus der Sitzung zurück, und als er seinen Platz am Tisch später wieder einnahm, berichtete er, daß er den Teleporter Startac Schroeder, der als introvertiert, aber absolut integer galt, sowie zwei Telekineten und zwei Telepathen als erste angeworben habe.

Kaum hatte er ausgesprochen, als eine junge Frau in den Raum kam.

„Ein Telekinet dreht durch“, teilte sie mit. „Und einige andere Mutanten stehen auf der Kippe. Wir müssen eingreifen, bevor sie die Kontrolle über sich verlieren.“

Faló Gause folgte Ronin und der jungen Frau mit seinen Blicken, bis sie den Raum verlassen hatten. Er war gespannt, wie Simjavoc Ronin seinen ersten Einsatz bewältigen würde.

Es dauerte nahezu fünf Stunden, bis er den Sicherheitschef wiedersah. Danach machte Ronin einen erschöpften Eindruck. Schlaff ließ er sich in einen Sessel sinken, blickte kraftlos auf seinen Schoß und brauchte eine ganze Weile, bis er erzählen konnte, wie der Tag gelaufen war.

„Achtzehn Leute sind zu wenig“, begann er. „Ein Einsatz jagte den nächsten. Wir sind überhaupt nicht zur Ruhe gekommen. Ständig nippte irgendwo einer der Mutanten aus. Wir hatten mehr Problemfälle, als uns lieb sein kann.“

„Also gut“, entgegnete Faló Gause spontan. „Dann verdoppeln wir die Zahl. Du solltest wert legen auf Fähigkeiten wie Empathie, Telepathie und Suggestion - falls du das nicht schon getan hast.“

„Richtig“, bestätigte der blonde

Hüne. „Genau darauf habe ich mich gestützt, und es hat geklappt. Wir konnten die Leute beruhigen.“

Ronin hob den Kopf, lehnte sich stöhnend zurück und lächelte flüchtig.

„Wenn wir berücksichtigen, daß wir mittlerweile an die 36.000 Monochrom-Mutanten in Para-City haben, ist die Zahl derer, die durchdrehen, gering. Aber wir müssen aufpassen, daß es nicht mehr werden, und daß sie andere nicht mitreißen.“

„Glaubst du, daß es so etwas wie eine kritische Masse bei den Mutanten gibt?“ fragte Gause.

Ronin zuckte hilflos mit den Achseln. „Da bin ich überfragt. Von solchen Dingen habe ich keine Ahnung. Aber vorstellen kann ich es mir schon.“

Der Sprecher des Mutantenrings trat an eines der Fenster und blickte hinaus. Junge Männer und Frauen zogen am Rathaus vorbei. Sie diskutierten miteinander, machten jedoch einen absolut friedlichen Eindruck. Nirgendwo waren Anzeichen von Aggressivität zu erkennen. Jeder nahm

Rücksicht auf den anderen, und wenn mal jemand einen anderen anrempelte, entschuldigte er sich höflich lächelnd.

„Hast du die Nachrichten von außerhalb gehört?“ Ronin fuhr sich mit beiden Händen über das müde Gesicht und massierte sich die Umgebung der Augen. „Wie stehen die Menschen draußen zu uns und unserer Stadt?“

„Die Meinungen sind sehr unterschiedlich“, antwortete Gause. „Im Grunde genommen decken sie das ganze Spektrum ab - von scharfer Ablehnung bis hin zu leidenschaftlicher Befürwortung. Das eine Extrem ist dafür, uns von der Erde auf einen Mond oder auf einen fernen Planeten zu verbannen und uns dort eine Kolonie einzurichten, andere wollen noch viel mehr Mutanten zur Erde locken und uns jede Unterstützung geben, die wir benötigen.“

Falo Gause warf einen Blick auf seinen Notizblock. Forschungskommission! stand dort.

Die Notiz erinnerte ihn daran, daß er eine Reihe von geeigneten Mutanten zusammenstellen wollte, deren ausschließliche Aufgabe es war, eine Lösung für das Problem der tickenden Gen-Zeitbombe zu finden. Bisher hatte er noch keine Zeit gehabt, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. Dabei erschien ihm kein Projekt wichtiger als dieses zu sein.

Er beschloß, zu Clayra Puschkin zu gehen und mit ihr darüber zu sprechen. Dabei fiel ihm ein, daß er versprochen hatte, nach halbwegs ausgebildeten Medikern unter den Monochrom-Mutanten zu suchen und ihr Helfer zu verschaffen. Auch dazu war er nicht gekommen.

Ein eisiger Wind fegte durch das Hochgebirge und wirbelte überall Schnee auf. Mushcot war es egal. Er lag in einem kleinen, wannen Zelt, in dem ihm das Unwetter nichts anhaben konnte.

Von hemmungsloser Jagdleidenschaft gepackt beobachtete er die Stadt in dem Gebirgshochtal und ihre Menschen. Das Zielgerät seiner Waffe verfügte über einen 2000fachen syntronischen Zoom und ermöglichte ihm, auch kleinste Details formatfüllend zu betrachten.

Seit er Koo Parkinson entdeckt hatte, wich er nicht mehr von der Waffe. Als er den Mutanten von Lepso das erstemal gesehen hatte, war er nicht schnell genug gewesen. In seiner Überraschung hatte er ein paar Sekunden verschenkt, und danach war der verhaßte Mutant mit seiner Puppe hinter einem der Container verschwunden.

Doch es wäre schwierig gewesen, ihn mitten in einer Menschenmenge zu treffen. Immerhin war auch die Kugel aus diesem Gewehr nicht sofort im Ziel, sondern brauchte ihre Zeit, um eine Strecke von mehr als zwölf Kilometern zu überwinden. Die Gefahr war groß, daß das Zielobjekt sich danach nicht mehr an der gleichen Position befand wie vorher. Und dann konnten auch die Sensoren im Projektil nicht mehr die Treffsicherheit garantieren.

Er beschloß, nur dann auf Parkinson zu schießen, wenn dieser still auf der Stelle stand.

Die Stunden verstrichen. Geduldig beobachtete der Beamte das Geschehen in der Stadt. Mehrere Male hatte er den Mutanten und Lucky in der Zielloptik, doch Parkinson bewegte sich durch die Straßen und bot daher kein ruhiges Ziel. Er wartete. Und dann war es soweit. Parkinson blieb vor den als Hospital gekennzeichneten Containern stehen.

Mushcot legte an. Er peilte die Brust des Mutanten an, da sie ihm ein größeres Ziel bot als sein Kopf.

Langsam krümmte sich sein Finger um den Abzug.

Clayra Ruschkin machte Falo Gause keine Vorwürfe.

„Wir haben alle viel zu tun“, sagte sie mit einem nachsichtigen Lächeln.

„Leider ist das Hospital belegt bis auf den letzten Platz. Noch ein paar Kranke mehr, und ich weiß nicht, wo ich sie unterbringen soll.“

Die junge Ärztin hatte wiederum fünf Tote zu beklagen. In diesem Fall alles junge Frauen, von denen keine älter als 22 Jahre alt war. Roboter sorgten für den Abtransport zum Friedhof, wo Falo Gause eine kleine Trauerfeier veranstalten wollte - wie jeden Tag.

„Du bist zu nachsichtig mit mir“, meinte er, während sie das Hospital verließen und auf die sonnenüberflutete Straße hinaus traten. „Ich hätte längst für Unterstützung sorgen müssen. Wenn es noch einen zweiten Mediker gibt, oder jemanden, der von Krankenpflege eine Ahnung hat, dann werde ich ihn ermitteln und dafür sorgen, daß er noch heute zu dir kommt.“

Die beiden Mutanten blieben stehen, da ihnen Koo Parkinson quer über die Straße hinweg zuwinkte und sich ihnen näherte. Eine Windböe ließ den offenen Pelzmantel um seinen muskulösen Körper flattern. Heftig und ununterbrochen wackelte Lucky mit dem Kopf.

Hegrim Mihori folgte ihm. Von Falos anderen Freunden war nichts zu sehen. Während die Frau von Lokvorth die Straße überquerte, blickte sie immer wieder mal auf ihre rechte Schulter, als ob da etwas sei, was ihre besonders Aufmerksam verdiente.

Der Sprecher der Mutanten bemerkte es, und ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn. Ihm schien, als sei die sanfte Riesin seinen Händen entglitten, und als könne er sich nicht mehr so auf sie verlassen wie vorher.

Breit grinsend blieb Koo Parkinson vor ihm stehen. „Wir sollten miteinander reden“, schlug er vor. „Noch bin ich bereit, einige Details auszuhandeln, später nicht.“

„Ich weiß nicht, was du meinst“, entgegnete Gause kühl und abweisend.

Niemand war ihm unsympathischer als dieser Mann. Parkinson hatte eine ungewöhnliche Ausstrahlung, und er machte den Eindruck, außerordentlich fähig zu sein, doch sah sich Falos nicht in der Lage, ihm auch nur eine Spur von Vertrauen zu schenken.

Mittlerweile wußte er etwas mehr über diesen geheimnisvollen Mann. Er hatte ihn von Simjavoc Ronin und seinen Polizisten beobachten lassen. Für Außenstehende schienen die Kopfbewegungen der Puppe Lucky zufällig zu sein.

Doch Gause hatte beobachtet, daß er mit der Puppe wie mit einem lebendigen Wesen sprach und daß er einen Ratgeber in ihr zu sehen schien. Dabei hatte er den Eindruck, daß Parkinson fest an die Empfehlungen Luckys glaubte. Die Kopfbewegungen waren entweder ein Nicken oder ein ablehnendes Kopfschütteln.

Parkinson wurde von Falos als Psi-Charismat eingestuft, der sich von vornherein Zugang zu den Menschen verschaffen konnte, und der sie allein aufgrund seiner Ausstrahlung in seinem Sinne beeinflussen konnte. Gause ahnte jedoch, daß das noch nicht alles war. Parkinson konnte noch mehr. Simjavoc Ronin hatte ihn einen Para-Fürsten genannt, ohne genauer zu beschreiben, was er damit meinte.

„Hegrim, du könntest mir doch eigentlich helfen!“ rief Clayra Puschkin voller Begeisterung. Lachend legte sie sich die Finger vor den Mund. Ihre Augen blitzten vergnügt. „Du bist eine starke Suggestorin. Genau das, was meine Kranken brauchen. Du könntest sie beruhigen und ihnen ihre Angst nehmen.“

Sie trat auf die sanfte Riesin zu und geriet dabei vor Parkinson. Genau in diesem Moment schlug etwas in ihrem Kopf ein. Im selben Augenblick stürzte sie zu Boden. Falos Gause bemerkte einen kleinen, roten Fleck an ihrem Hinterkopf, und als er sich über sie beugte und herumdrehte, bemerkte er, daß ihr ein Stück der Stirn fehlte.

„Eine Kugel!“ stammelte er. „Sie ist vorn wieder ausgetreten.“

„Verfluchter Mörder!“ fuhr Koo Parkinson ihn an, packte ihn bei den Aufschlägen seiner Jacke und schüttelte ihn. „Du wirst nicht mit mir fertig, und deshalb hast du versucht, mich umbringen zu lassen. Pech nur, daß die Kleine in die Schußlinie geraten ist!“

Der Mann von Lepso stieß den Sprecher der Mutanten verächtlich von sich, wandte sich um und sprintete quer über die Straße in die Deckung einiger Container. Dabei zeigte er zu den Bergen hinauf, und Lucky auf seiner Schulter nickte kräftig.

Falos Gause war in seinem Entsetzen unfähig, sich zu bewegen- Er sank neben der toten Medikerin auf den Boden, blickte verständnislos zu Hegrim Mihori und einigen anderen Mutanten hoch, die sich um ihn drängten. Erst als Simjavoc Ronin erschien, die Umstehenden zur Seite drängte und wissen wollte, was geschehen war, löste er sich aus seiner Starre.

„Jemand hat geschossen“, brachte Falo mühsam hervor. „Ich glaube, der Anschlag galt Parkinson, aber Clayra geriet in die Schußlinie.“

Der blonde Hüne blieb erstaunlich ruhig und beherrscht. Er ließ sich beschreiben, wo die Medikerin gestanden hatte, als sie getroffen worden war, und er schloß daraus, in welchem Bereich der Berge die Kugel abgefeuert worden war.

„Den Täter finden wir“, versprach er. „Darauf kannst du dich verlassen. Ich setze einen Telepathen auf ihn an und schicke Teleporter zu ihm hoch. Selbst wenn er ein PsIso-Netz trägt, spüren wir ihn auf. Wenn er noch irgendwo da oben ist, erwischen wir ihn.“

Kaplize, der kleine, kahlköpfige Mann vom Planeten Kollam, der in den Rat der Stadt gewählt worden war, gesellte sich zu ihnen und bot seine Hilfe als Teleporter an. Er hatte eine braune, lederartige Haut, graue Augen und war sehr schlank, fast zartgliedrig. Auffallend waren die beinahe handtellergrößen, abstehenden Ohren. Er war quirlig und aufgeregt, und er sprach so schnell, daß er sich mehrere Mal verhaspelte.

Als Simjavoc Ronin ihm sagte, in welchem Bereich der Berge der Mordschütze aller Wahrscheinlichkeit nach zu suchen war, teleportierte er.

„Er hätte abwarten sollen, was die Telepathen sagen“, kritisierte der Sicherheitschef, der über die Hektik sichtlich verärgert war.

Falo Gause blickte sich suchend nach Koo Parkinson um. Er mochte den Mann nicht und hätte am liebsten einen weiten Bogen um ihn gemacht, doch er war ein Einwohner der Stadt und damit seiner Obhut anvertraut. Auf ihn war geschossen worden, und er sollte wissen, daß er oder die anderen Mitglieder des Rates der Stadt absolut nichts mit dem Anschlag zu tun hatten.

Doch von Parkinson war weit und breit nichts zu sehen.

## 7.

Tröstende Worte hatte Falo Gause auf dem Friedhof gefunden, als Clayra und die anderen Toten beerdigt worden waren. Nur wenige Männer und Frauen hatten ihn begleitet. Die meisten Bewohner von Para-City wollten nichts wissen von dem allgegenwärtigen Tod, und so hatten nur wenige Freunde der Toten an der Trauerfeier teilgenommen.

Der Sprecher der Mutanten empfand jeden Toten als schweren Verlust. Doch nur die Medikerin hatte er persönlich gekannt, ihr Ende hatte ihn besonders getroffen. Clayra schien ihm unersetzlich zu sein, und er konnte nicht verstehen, daß es ausgerechnet sie getroffen hatte.

Seit Stunden suchten Simjavoc Ronin und seine Leute nach dem Todesschützen, aber erst als Gause vom Friedhof zurückkehrte, gab es eine positive Nachricht. Es war der hünenhafte Sicherheitschef selbst, der sie ihm überbrachte.

„Wir haben seinen Gleiter gefunden!“ rief er dem Sprecher der Mutanten schon von weitem zu. „Ich fliege hin. Wenn du willst, nehme ich dich mit.“

„Und ob ich will!“ Falo Gause war froh über die Ablenkung. Nur zu gern verließ er die Stadt mit ihren Problemen. Er begleitete Simjavoc Ronin zu einem Gleiter und setzte sich auf den Beifahrersitz.

„Der Täter hat aus einer Entfernung von mehr als zehn Kilometern geschossen“, berichtete der Sicherheitschef. „Es ist ein Wahnsinn, daß es solche Waffen überhaupt gibt. Niemand kann mehr sicher sein, wenn irgendwelche Verrückte die Möglichkeit haben, aus solcher Entfernung Menschen abzuknallen.“

Falo Gause äußerte sich nicht. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die schroff bis zu schneebedeckten Gipfeln aufsteigenden Berghänge. Für ihn war es ein kleines Wunder, daß man in einem solch unübersichtlichen Gelände überhaupt etwas gefunden hatte.

Ronin nahm Verbindung mit einem seiner Männer auf, und mit Hilfe des Bordsyntrons steuerte er direkt darauf zu. In einer Höhe von mehr als 3000 Metern landete er in eisiger Kälte in Schnee und Eis. Der Wind trieb den Schnee vor sich her, und er hatte einen anderen Gleiter bereits bis zur Hälfte verdeckt. Als der Sicherheitschef gelandet war, feuerten seine Helfer breit gefächerte

Energiestrahlen ab und schmolzen mit ihrer Hilfe den Schnee. Innerhalb von Sekunden war der Gleiter frei.

Gause verfluchte die Tatsache, daß er nicht daran gedacht hatte, wärmende Kleidung mitzunehmen. Jetzt fror er und hätte sich gleich nach dem Aussteigen am liebsten wieder in den Polizeigleiter zurückgezogen.

Simjavoc Ronin rief ihn zu sich. Er hatte unter den Schneeverwehungen ein kleines, transparentes Zelt gefunden. Darin lag ein Mann mit einem Gewehr. Gause hatte ihn nie zuvor gesehen, und er hatte keine Erklärung für den Mondanschlag.

Gause kroch in das Zelt und untersuchte den Mann, der in verkrümmte Haltung auf dem Boden lag. „Er hat seine Zunge verschluckt und ist daran erstickt“, berichtete er und machte Platz für den hünenhaften Polizeichef, damit dieser sich den Toten ebenfalls ansehen konnte.

„Das geschieht nicht von ungefähr“, knurrte Ronin. „Ich denke, daß jemand vor uns hier war und es ihm angetan hat. Es muß ein Telekinet gewesen sein.“

„Also Mord an einem Mörder“, stellte Falogause. „Und wer sollte das getan haben? Wer hat ein Motiv?“

„Muß ich den Namen Parkinson noch aussprechen?“

„Natürlich nicht. Du hast recht. Er hat sich gerächt, bevor wir den Mann verhaften konnten, aber beweisen können wir es ihm nicht.“

„Dennoch werde ich mit ihm reden“, beschloß Simjavoc Ronin. „Wir dürfen ihm so etwas nicht durchgehen lassen, sonst gleitet unsere Mutanten-Gesellschaft ins Chaos ab.“

Falogause flüchtete zurück in den Gleiter. Seine Zähne klapperten, und er zitterte am ganzen Körper vor Kälte. Doch in der heimelig warmen Atmosphäre im Inneren der Flugkabine erholte er sich schnell. Einen Kälteschock gab es nur noch einmal kurz, als Simjavoc Ronin einstieg. Ein eiskalter Windhauch fauchte herein.

„Die Regierung hätte uns wenigstens einen Gleiter überlassen können, bei dem ein automatisches Isolierfeld die Kälte draußen läßt“, grinste der Polizeichef. Er war durchgefroren, und er hielt sich die hohlen Hände vor den Mund, um warme Luft hineinzuhauchen.

„Wir können zufrieden sein“, entgegnete der Sprecher der Mutanten, während Ronin startete und nach Para-City zurückflog. „Das ist ein Luxus, auf den ich ganz gut verzichten kann. Mehr Sorgen machen mir Parkinson und seine Clique.“

„Mir nicht!“ Simjavoc Ronin lachte in der für ihn so typischen, offenen Weise. „Vier gegen sechsunddreißigtausend! Was kann da schon passieren? Wenn er frech wird, organisieren wir den Widerstand der anderen und jagen ihn zum Teufel!“

Eine fünf Meter breite und vier Meter hohe Wand im Büro des Terranischen Residenten war ein einziges Holo. Es zeigte dreidimensional und mit gestochen scharfen Details, wie es in Para-City aussah - so als ob die Aufnahme nicht von einem in vierhundert Kilometern Höhe stehenden Satelliten gemacht würde, sondern von einem auf der Stelle schwebenden Gleiter, der sich einige hundert Meter über der Stadt befand. Er war in ein Deflektorfeld gehüllt, so daß ihn niemand wahrnehmen konnte.

Perry Rhodan hatte beobachtet, wie Monochrom-Mutanten auf dem Friedhof bestattet worden waren, und er hatte Falogause erkannt, der die Trauerrede gehalten hatte. Er wußte über die tödliche Kugel Bescheid, die Clayra Puschkin getroffen hatte.

Da Rhodan während des Anschlags nicht in seinem Büro gewesen war, hatte der kontrollierende Syntron - er lief über LAOTSE - ihn auf den Anschlag aufmerksam gemacht und die Szene wiederholt.

Er konnte sehen, daß viele Monochrom-Mutanten arbeiteten, daß einige ausgelassen feierten, und daß andere still und mit sich zufrieden vor ihren Wohncontainern in der wärmenden Sonne saßen.

„Ich möchte hinfliegen und mich dort nützlich machen“, sagte Moharion Mawrey, die zu ihm ins Büro gekommen war.

Die bucklige Frau machte noch immer einen verbitterten und zutiefst enttäuschen Eindruck. Sie hatte die Niederlagen nicht verwunden, die sie hatte hinnehmen müssen.

Rhodan konnte sie verstehen. Moharion Mawrey war zu der Überzeugung gekommen, daß sie in ihrem Amt so gut wie überflüssig war. Doch das war sie in seinen Augen keineswegs. Sie wurde lediglich für eine vorübergehende Zeit im direkten Kontakt zu den Mutanten nicht benötigt. Bald aber würden sich Probleme ergeben, bei denen sie sehr wohl gebraucht wurde.

„Dazu kann ich dir nicht raten“, widersprach er. „Du wärest nicht willkommen bei den Mutanten. „Vergiß nicht -es sind junge Leute, und sie wollen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. In der augenblicklichen Phase der Entwicklung störst du nur.“

„Danke“, gab sie sarkastisch zurück. Er blickte an ihr vorbei, und wiederum erschien ihr, als seien seine Augen unergründlich. Sie war kurz davor, ihn zu fragen, welche Gedanken und Ängste ihn belasteten, als er sich überraschend erhob und näher an das Holo herantrat. Er schaltete um, und der syntronische Rechner vermittelte den Eindruck, als stünden sie mitten in einer der Straßen der Stadt. Sie konnten Leben und Treiben aus der Perspektive eines etwa 1,80 Meter großen, aufrecht stehenden Mannes beobachten.

Alle Einzelheiten waren klar und deutlich zu erkennen. Lediglich einige Gesichter wirkten verschwommen und konturenlos. Der Syntron hatte alle Gesichter jener erfaßt, die irgendwann einmal zum Himmel hinaufgeblickt hatten, so daß er sie nun einzelnen Personen zuordnen konnte. Aber nicht alle hatten den Optiken ihr Gesicht geboten, so daß der Syntron nicht alle Gesichter bis ins Detail darstellen, sondern sich ihnen nur rechnerisch nahem konnte.

„Wozu willst du dorthin?“ fragte er. „Was soll das? Was verspricht du dir davon? Du kannst von hier aus alles beobachten, was dort geschieht. Was fehlt, ist der Einblick in das Innere der Gebäude, aber auch wenn du die Stadt betreten könntest, würde man dich nirgendwo hereinlassen.“

„Dann lege ich endgültig jegliche Verantwortung für die Mutanten ab“, antwortete sie mit tonloser Stimme.

Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie verrieten, wie außerordentlich schwer der Residenz-Ministerin dieser Schritt fallen würde.

Am 3. September 1303 NGZ eröffnete Falo Gause eine Ratssitzung, an der die sechs Para-Räte Grim, Catyja, Iharte, Jonn, Kaplize und Khilischott sowie der Polizeichef Simjavoc Ronin teilnahmen.

Noch immer war es nicht gelungen, einen Ersatz für Clayra Ruschkin zu finden. Para-City war seit nunmehr zwei Wochen ohne ausgebildeten Mediker. Die anfallenden Arbeiten wurden ausschließlich von Medorobotern erledigt, und das war keineswegs ausreichend- Immerhin halfen einige Mutanten als Helfer aus, aber eben nur gelegentlich - es schien, als schreckten die meisten von ihnen vor der Begegnung mit dem Tod zurück.

Auf die Dauer reichte das ohnehin nicht: Kranke Menschen wollten einen Menschen an ihrem Bett sehen, mit dem sie reden konnten. Ein seelenloser Roboter - und wenn er eine noch so angenehme und freundliche Stimme hatte - war dafür kein ausreichender Ersatz.

„Nach wie vor treffen täglich weitere Mutanten ein“, stellte Simjavoc Ronin fest. Der blonde Hüne zuckte lächelnd mit den Achseln. Er machte sich keine Sorgen. „Es sind nicht mehr so viele wie zu Anfang, aber das war auch nicht zu erwarten. Früher oder später ist ein Mediker dabei.“

„Das ist das eine Problem“, meinte Falo Gause. „Das andere ist, daß es uns noch immer nicht gelungen ist, eine Mutanten-Kommission aufzustellen, die sich mit unserem dringendsten Problem befaßt - Monos' Genetikprogramm. Wir müssen es jetzt endlich in Angriff nehmen, und ich meine, Jana Jonn sollte die Aufgabe übernehmen und die geeigneten Mutanten auswählen.“

„Ich habe viel zu tun“, gab die Para-Desintegratorin zu bedenken. Die auf Ferrol geborene Terranerin war klein, hatte einen dunkel gebräunten Teint, blaugrüne Augen und einen breiten Mund. Sie sprach gern laut und mit kräftiger Stimme.



„Du wirst von allen anderen Aufgaben entbunden“, entschied der Sprecher. „Wir müssen endlich anfangen. Also - bist du einverstanden?“

„Einverstanden“, antwortete sie, nachdem sie noch einmal kurz nachgedacht hatte.

Im Vorraum wurden Schritte laut, und dann geschah, was Falo Gause schon seit Tagen befürchtet hatte.

Koo Parkinson kam herein. Der riesige Yonder K'rigan folgte ihm dicht auf den Fersen. Er überragte seinen Anführer deutlich. Der kahlköpfige, elegante Rune Karuga wirkte neben ihm klein und unscheinbar. Ebenso die Telepathin Engel.

„Ich habe mir lange genug angesehen, was in der Stadt geschieht“, sagte der Mann mit der seltsamen Puppe auf der Schulter, während diese ständig nickte. „Da es so nicht weitergehen kann, habe ich mich entschlossen, die Führung über die Mutanten zu übernehmen. Ab sofort bin ich Sprecher der Mutanten! Du hast in deinem Amt versagt. Du verschwindest.“

Parkinson zeigte mit der Hand auf Falo Gause.

„Nein“, entgegnete dieser ruhig. „Alles bleibt so, wie es ist. Du hast noch immer nicht begriffen, wie unsere Stadt funktioniert.“

„Warte, bitte!“ rief Bailey Iharte, der Telepath, er war groß und hager. Obwohl er erst 29 Jahre alt war, hatte er tiefe Falten um Mund und Nasenwinkel herum. Er sagte selten einmal was, war zurückhaltend und höflich. Daß er sich ausgerechnet jetzt zu Wort meldete, überraschte die anderen. „Wir sollten in Ruhe darüber reden.“

Der Telepath blickte auf seine Schulter, so als ob dort etwas sei, was ihm wichtig war.

„Nein“, lehnte Falo Gause sofort ab.

Er war irritiert darüber, daß jemand aus dem Kreis der Räte Partei für Parkinson ergriff, obwohl man sich in den vergangenen Tagen doch absolut einig darin gewesen war. Alle sahen ihn als einen Störfaktor in Para-City an, der für eine Regierungsarbeit aufgrund seines bisherigen Verhaltens nicht in Frage kam. Es war vor allem der auf ihm lastende Verdacht, den Gewehrschützen in den Bergen ermordet zu haben, der zu der scharfen Ablehnung geführt hatte.

„Es gibt nichts zu besprechen“, beharrte Falo.

„Soll ich ihn rausschmeißen?“ fragte Yonder K'rigan. Er schob die Ärmel seines bunt karierten Hemdes an den muskulösen Armen hoch und trat ein paar Schritte näher an Gause heran, der äußerlich ruhig und gelassen in seinem Sessel sitzen blieb und so tat, als fühle er sich nicht durch ihn bedroht.

„Ich denke, das ist notwendig“, sagte Parkinson, und die Puppe auf seiner Schulter nickte eifrig. Es war eine klare Aufforderung zur Gewalt, und sie wurde von jedem im Raum so verstanden.

Damit war für Simjavoc Ronin eine Grenze überschritten. Der Polizeichef erhob sich, so daß er zwischen dem grobschlächtigen Riesen und Falo Gause stand. Er war groß und hünenhaft, doch gegen K'rigan wirkte er klein.

„Du hast es gehört“, sagte er. „Du bist nicht willkommen. Niemand im Rat will dich und deine Kumpane hier sehen. Also - raus mit euch!“

Der blonde Hüne war ein starker Suggestor. Er versuchte, seine Para-Kräfte gegen K'rigan einzusetzen, um ihn zu stoppen. Das gelang ihm nicht. Es schien, als sei der riesige Telekinet immun gegen derartige Angriffe. Er holte blitzschnell aus und schlug zu. Dabei bewegte sich sein Arm so schnell, daß er für die anderen kaum noch sichtbar war.

Simjavoc Ronin aber hatte den Schlag kommen sehen. Es gelang ihm nicht nur auszuweichen, sondern seinerseits einen Hieb anzubringen. Krachend landete seine Faust am Kinn des 18jährigen Lepsofers. Yonder K'rigan blieb unbeeindruckt. Er schüttelte nur kurz den Kopf, dann fintierte er mit der Linken, um dem Polizeichef die rechte Faust anschließend gegen den Kopf zu wuchten. Es krachte vernehmlich, als ob der Kiefer Ronins gebrochen sei. Der Polizeichef ging zu Boden.

Yonder K'rigan rieb sich grinsend die Fäuste. Fragend blickte er Parkinson an. „Die anderen auch?“

Lucky schüttelte den Kopf.

„Nein. Das reicht fürs erste.“

Parkinson blickte die Puppe an, und jetzt nickte sie. Immer wieder. Pausenlos.

Der Mann von Lepso wandte sich ab und ging hinaus. Yonder K'rigan, Rune Karuga und Engel folgten ihm, ohne den Ratsmitgliedern noch einen Blick zu gönnen.

Falo Gause eilte zu Simjavoc Ronin, der noch immer bewußtlos auf dem Boden lag. Er kniete sich neben ihm hin, hob seinen Kopf behutsam an und schlug ihm die Hand ganz leicht gegen die Wange.

„Komm schon, Sim!“ sagte er, „Hat mal jemand ein Glas Wasser für mich?“

Ondrea Catyja, die plophosische Movatorin, reichte ihm das Wasser und benetzte die Stirn des Hünen, der nun zu sich kam und sich erstaunlich rasch erholte. Er griff sich ans Kinn, öffnete den Mund und bewegte das Kinn hin und her, um zu prüfen, ob etwas gebrochen war.

„Das ist kein Mensch“, stöhnte er. „Das ist ein Tier, Ein Mensch kann keine solchen Kräfte haben.“

„Ich habe einen schwerwiegenden Fehler gemacht“, stellte Falo Gause selbstkritisch fest. „Ich hätte unsere Sitzung sichern müssen. Ein solcher Auftritt darf sich nicht wiederholen. Deshalb werden Polizeikräfte ab sofort dafür sorgen, daß Parkinson und seine Leute das nächste Mal gar nicht erst zu uns vordringen können.“

Simjavoc Ronin nickte beifällig. „Du hast recht“, stimmte er zu. „Wir haben uns reichlich naiv verhalten, nur weil wir uns nicht vorstellen konnten, daß Parkinson mit einer derartigen Brutalität vorgeht. So etwas wird sich nicht wiederholen. Das garantiere ich.“

Ein sternenklarer Himmel wölbte sich über Terrania City. Nachdem Perry Rhodan eine Reihe von Gesprächen mit Politikern aus allen Teilen der LFT, Wirtschaftsmagnaten und Vertretern aus Kultur und Sport geführt hatte, erschien Moharion Mawrey erneut bei ihm im Büro.

Als die Ministerin eintrat, schaltete er die Holo-Wand wieder auf Para-City.

„Du hast mir noch immer keine Antwort gegeben“, erinnerte sie ihn an die Tatsache, daß sie zum zweiten Mal ihren Rücktritt angeboten hatte.

„Weil ich dich brauche“, antwortete er. „Die Beobachtung Para-Citys hat ergeben, daß die Mutanten noch immer keinen Mediker haben. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß die Monochrom-Mutanten trotz der genetischen Manipulation Terraner sind.“

„Das habe ich immer so gesehen“, betonte sie. Mit einem leisen Kopfschütteln wies sie sein Angebot zurück, sich zu setzen. Sie war aufgewühlt und aufgeregt, und sie hatte das Bedürfnis, sich zu bewegen.

„Ich glaube an die Monochrom-Mutanten“, fuhr der Terranische Resident fort, „und ich bin sicher, daß sie ihre Probleme bewältigen, gerade weil sie jetzt in einer eigenen Stadt leben.“

„Ich bin nach wie vor skeptisch. Meine Motive, die Stadt abzulehnen, haben sich nicht geändert.“

„Die Monochrom-Mutanten sind Opfer - nicht Täter!“, argumentierte Rhodan. „Deshalb werde ich mich mit ganzer Kraft auf ihre Seite stellen und sie mit allem fördern, was ich geben kann. Wir müssen ihnen helfen. Von dir erwarte ich, daß du dich auf die Suche nach einem Ersatz für die ermordete Clayra Puschkin machst und einen Mediker für Para-City besorgst. Darüber hinaus möchte ich dringend mehr über Parkinson und seine Hintergründe wissen.“

Rhodan erhob sich und blickte durch die großen Scheiben auf die tief unter der Solaren Residenz liegende Stadt Terrania mit ihren vielen Lichtern hinab. Und dann endlich sagte, er, was ihn bedrückte. Es fiel ihm sichtlich schwer.

„Mein Sohn Delorian ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls ein Monochrom-Mutant. Es könnte sein, daß er sterben muß, bevor ich ihn gesehen habe.“

Moharion Mawrey wußte, daß Delorian seit zwölf Jahren mit der SOL in unbekannter Ferne unterwegs war.

Nach der Ratssitzung ging Simjavoc Ronin zum Hospital, um sich vom Medoroboter ein Mittel gegen die Schwellung an seinem Kinn geben zu lassen.

Von Freunden und Bekannten, denen er begegnete, mußte er sich manch scherzhaft gemeinte Bemerkung gefallen lassen. Sein Kinn war nicht nur dick geworden, sondern nahm eine blaugrüne Färbung an. Wenngleich es ihn ärgerte, daß man über ihn witzelte, reagierte er in der ihm eigenen fröhlichen Art und wußte manche Bemerkung zu kontern.

Der Roboter behandelte den Bluterguß, baute die Schwellung ab und sorgte dafür, daß er nicht mehr gar so malträtiert aussah. .

„Eigentlich ist das gar nicht so schlecht“, sagte Canacaro Grim, dem er begegnete, als er das Hospital verließ. Mit 1,95 Meter war der Spähermutant etwa so groß wie Ronin. Das rostbraune Haar reichte ihm voll bis auf die Schultern herab, und der ebenfalls rote Vollbart berührte seine Brust. „Wolltest du dich nicht heute abend mit dem Mädchen treffen, von dem du mir vorgeschwärmt hast?“

Simjavoc Ronin blickte den Rat unglücklich an. Der Gedanke, sich Tanja derart „verbeult“, wie er es nannte, zu zeigen, gefiel ihm gar nicht. Er nickte, während er behutsam das Kinn mit den Fingern betastete.

„Mach dir keine Sorgen!“ lachte Grim, und seine eisgrauen Augen funkelten vor Vergnügen. „Frauen mögen so etwas.“

„Auf den hätte ich ganz gern verzichtet“, entgegnete Ronin. Er hatte keine Lust, sich länger verspotten zu lassen und wandte sich dem Thema zu, mit dem sich der Rat der Mutanten am Ende der Sitzung befaßt hatte. Er war gegangen, bevor man zu einem Beschluß gekommen war. „Was geschieht mit Parkinson?“

„Wir haben beschlossen, auf unsere Art rechtlich gegen ihn vorzugehen“, antwortete Grim bereitwillig. „Wir haben einige juristisch geschulte Männer und Frauen in unserer Stadt. Falo setzt sich mit ihnen in Verbindung, um ein Gericht ins Leben zu rufen. Wir hoffen, Parkinsons Bemühungen einen Riegel verschieben zu können. Para-City ist kein rechtsfreier Raum, in dem jeder tun und lassen kann, was er will.“

„Nein, natürlich nicht“, stimmte Simjavoc Ronin zu. „Es dauert nur seine Zeit, bis alles so organisiert ist, wie es sein muß. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät.“

„Wir sind stärker als Parkinson.“

„Ja, das glaube ich auch.“ Ronin nickte ihm zu und machte sich auf den Weg zu seinem Container. Canacaro Grim blickte ihm nach, bis er am Ende der Straße hinter einem Gebäude verschwand. Die Sonne ließ das blonde Haar des Polizeichefs noch heller erscheinen, als es eigentlich war.

In dieser Nacht schlief Falo Gause schlecht. Er mußte immer wieder an zwei Frauen denken: an seine Lebenspartnerin Maria, die er in Terrania zurückgelassen hatte, obwohl es ihn schmerzte, und an Cinda, die Freundin Mogan Barrs, die so überraschend gestorben war.

Immer wieder fragte er sich, warum es so schwer war, der genetischen Manipulation zu begegnen und den Widerstand dagegen zu organisieren. Lag es daran, daß allzu viele Mutanten sich schlicht und einfach weigerten, an den nahen Tod zu denken, und so taten, als seien sie nicht betroffen? Es schien geradezu so, als hätten manche Scheu davor, mit Jana Jonn in der Kommission zusammenzuarbeiten.

„Sie scheinen zu denken, daß das Todesrisiko höher für sie ist, wenn sie dabei mitmachen“, hatte die Para-Desintegratorin ihm berichtet. „Das ist natürlich völlig absurd, doch sie reden es sich ein.“

Mitten in der Nacht stand Gause auf und trat vor die Tür, um die frische, kalte Luft einzuatmen. Es war still in der Stadt. Nirgendwo in den Wohncontainern brannte Licht. Und doch lag eine gewisse Spannung in der Luft. Der Sprecher der Mutanten meinte, sie spüren zu können, und am liebsten wäre er von Haus zu Haus gegangen, um überall nachzusehen, ob auch alles in Ordnung war.

Mach dich nicht verrückt! ermahnte er sich. Es ist nichts anders als sonst. Du siehst Hirngespinnste. Er gähnte und zog sich in sein Haus zurück, legte sich wieder ins Bett und schlief nun endlich ein. Er wachte wieder auf, weil ihn jemand an der Schulter berührte. Erschrocken fuhr er hoch. Vor ihm stand Startac Schroeder, blaß und mit trotzig vorgeschobenem Kinn.

„Was machst du hier?“ fuhr Falo Gause ihn an. „Ich habe die Tür abgeschlossen. Wie bist du hereingekommen?“

Er stand auf und blickte den Teleporter zornig an. Abwehrend hob er die Hände.

„Ist schon klar, Startac“, sagte er. „War eine dumme Frage. Ich sollte besser fragen, was dir einfällt, gegen eines der Grundgesetze von Para-City zu verstoßen und in meine Privatsphäre einzudringen? Auch Teleporter haben nicht das Recht, abgesperrte Türen zu mißachten.“

„Es ist etwas passiert“, antwortete Schroeder langsam.

„Was?“

„Das zeige ich dir, wenn du mitkommst.“

„Du kannst es mir gleich sagen.“

„Lieber nicht. Ich warte draußen.“ Damit verschwand der Teleporter.

Falo Gause schickte ihm einen Fluch hinterher. Er mochte solche Geheimniskrämereien nicht. Nach wie vor gefiel ihm auch die Art nicht, wie Schroeder zu ihm gekommen war. Er hätte an die Tür klopfen oder auch hämmern können, um ihn zu wecken. Es war nicht zu rechtfertigen, daß er direkt zu ihm ans Bett gesprungen war.

Er zog sich hastig an und verließ sein Haus. Startac Schroeder wartete auf ihn, sagte aber auch jetzt nichts, sondern ging einfach los, überquerte die Straße, ging drei Häuser weiter und wartete, bis Falo zu ihm aufgeschlossen hatte.

Falo Gause hatte das Gefühl, plötzlich einen Eisklumpen im Magen zu haben. Der Teleporter war vor dem Haus von Simjavoc Ronin stehengeblieben.

„Was ist mit Sim?“ schrie er ihn an.

Schweigend hielt Schroeder ihm die Tür auf, und mit heftig klopfendem Herzen und voller böser Ahnungen trat der Sprecher der Mutanten ein. Er stieß auf mehrere Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes, die zusammenstanden, leise miteinander redeten und ihm nun respektvoll Platz machten, so daß er Simjavoc Ronin sehen konnte.

Der Polizeichef war tot. Er lag in verkrümmter Haltung auf einem vollkommen zerwühlten Bett.

Nun endlich berichtete Startac Schroeder einige weitere Details.

„Sim ist erstickt“, berichtete er. „Wir haben ihn von einem Medoroboter untersuchen lassen, um ganz sicherzugehen.“

„Erstickt?“ fragte Gause. „Aber wieso? Woran?“

Der Sprecher der Para-Räte ahnte die Antwort bereits.

„An seiner eigenen Zunge. Sie ist ihm in die Luftröhre gerutscht. Wie das zerwühlte Bett zeigt, hat er wohl versucht, sie wieder herauszuziehen, doch das ist ihm nicht gelungen. Er muß schrecklich gelitten haben, bis es vorbei war.“

Eine junge Frau, die zum Polizeistab gehörte, schlug vor: „Wir sollten Polizisten aus La Paz kommen lassen, die den Fall untersuchen. Echte Polizisten, die zur Liga gehören. Wir sind der Ansicht, daß Sim ermordet worden ist und daß wir allein nicht in der Lage sind, so einen Fall aufzuklären.“

„Kommt nicht in Frage“, lehnte Gause ab. „Sim ist fast so etwas wie ein Freund für mich gewesen. Dennoch holen wir niemanden von außen. Wir müssen in Para-City allein klarkommen. Unter allen Umständen. Wir werden den Fall allein klären.“

Gause beugte sich über den Toten und blickte ihn forschend an. Er hoffte, irgendeinen Hinweis zu entdecken, der zur Aufklärung des Falles beitragen konnte. Doch er wurde enttäuscht. Es gab keinen.

„Wer sollte Sim ermordet haben?“ fragte er. „Sim war ein starker Suggestor, einer der stärksten in Para-City. Wie sollte man so einen Mann ermorden?“

„Mit Telekinese beispielsweise“, antwortete die junge Frau. „Ein Telekinet könnte ihm die Zunge in den Hals geschoben haben, ohne daß Sim sich wehren konnte.“

Falo Gause spürte, daß sie recht hatte. Er erinnerte sich an den Toten oben in den Bergen, der auf ähnliche Weise umgebracht worden war, und er mußte daran denken, welcher Verdacht Simjavoc Ronin und ihm gekommen war.

Dann dachte der ehemalige Fußballspieler an die Schlägerei bei der Ratssitzung. Und dann drängte sich ihm das Bild einer Puppe mit ständig wackelndem Kopf auf, so intensiv, daß er meinte, sie leibhaftig vor sich sehen zu können.

## **ENDE**

*Wer glaubte, die Stadt der Monochrom-Mutanten könnte zu einer „Insel der Seligen“ werden, in der die jungen Menschen ohne jegliche internen Probleme zusammenwohnen, sieht sich rasch getäuscht. Feindseligkeiten von „außen“ werden an die Mutanten herangetragen, und im Innern von Para-City erwächst dem Team um Falo Gause ein mächtiger Gegner.*

*Über die weiteren Geschehnisse um den gefährlichen Mutanten von Lepso berichtet der nächste PERRY RHODAN-Roman: DER PARA-FÜRST*